



BLUTSÄUFER

TRASH THOMPSON

Das Modell auf dem Cover steht in
keinem Zusammenhang mit dem Inhalt
dieses Romans.

© Coverbild: DiMmEr | Fotolia

Trash Thompson

BLUTSÄUFER

Inhaltsverzeichnis

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27

28

29

30

31

32

Epilog

1

Jochen der Barkeeper hatte ihn gewarnt. Hätte er bloß auf den gehört! „Die Alte ist nicht ganz dicht“, hatte er gesagt, aber es war nicht ganz zu Franz durchgedrungen, weil er schon Blickkontakt mit *der Alten* aufgenommen hatte und ihre Augen ... ihre Augen ... er hatte sich nicht von ihren Augen lösen können. Sie waren so ... so tief.

Tief???

„Schöne Augen“, hatte er gemurmelt, wohl nicht nur einmal, vielleicht ein Dutzend Mal wie ein kompletter Idiot.

und die Pranke des Barkeepers war irgendwann auf seine Schulter gefallen und eine Weile darauf liegen geblieben.

„Sie starren das Weib jetzt schon geschlagene fünf Minuten an.“ Da hatte er Franz noch gesiezt.

„Wirklich?“

„Ja.“

„Wie schnell die Zeit manchmal vergeht.“

„Die Zeit vergeht immer gleichschnell.“

Er glaubte, sich rechtfertigen zu müssen, wie er sich immer rechtfertigen zu müssen glaubte. „Aber sie hat meinen Blick doch erwidert. Ich glaub, ich hab ... hab Chancen bei der. Sonst hätte sie längst weggeschaut. Oder?“ Ein

nervöses Lachen entfuhr ihm und ein langer Speichelkauen. „Sie schaut mich ja immer noch an. Sieht aus, als wär sie in mich verknallt irgendwie. Ja, so sieht es irgendwie aus, meinen Sie nicht auch?“

Der Barkeeper sah beiläufig hinüber und schüttelte den Kopf. „So sieht keine verliebte Frau aus“, behauptete er.

Der arbeitslose Fernfahrer, der zwei Barhocker weiter saß, gab ein meckerndes Kichern von sich. Er hieß Harry oder Henry. Er hatte Franz vorhin von seinen Touren erzählt und sich vorgestellt. „Ich heiße Harry“ oder „ich heiße Henry“, hatte er gesagt. Ein langweiliger Typ mit langweiligen

Geschichten in einem wahrscheinlich todlangweiligen Leben.

„Wie sieht sie denn aus?“

„Sie sieht aus wie eine, die sich einen Fang für die Nacht sucht.“

„Einen Fang für die Nacht“, wiederholte er. Seine Stirn legte sich in nachdenkliche Falten, dabei träumte er nur vor sich hin. In seiner Vorstellung zog die Frau sich aus und tanzte für ihn. Obszöne Bewegungen eines nackten Leibes. Der Leib selbst, eingerieben in duftenden Ölen, verheißungsvoll schimmernd in einem warmen Licht. Eine Zunge, die verführerisch über blutrote Lippen strich ...

In Wirklichkeit saß die Frau immer noch auf ihrem Platz am Fenster und

starrte ihn an.

Unablässig.

Gierig.

Er schluckte trocken.

„Als sie reinkam, war sie hier am Tresen und hat an dir geschnüffelt“, sagte Harry oder Henry. „Ohne Scheiß! – Machst mir noch ein Bier, Jochen!“

„Klar.“

Er warf dem Mann einen skeptischen Blick zu. „Das hätte ich doch mitbekommen müssen.“ Er schüttelte den Kopf. „So ein Unsinn. Frauen schnüffeln nicht einfach an Männern rum. Sind doch keine Hunde.“

„Genaugenommen hat sie an fast allen Männern geschnüffelt.“

„Jaja!“ So ein Blödsinn! Wo war er hier gelandet? „Und warum nicht an allen? Warum nur an fast allen?“

„Weiß nicht.“ Harry oder Henry klang enttäuscht. „An mir hat sie jedenfalls nicht geschnüffelt.“

Der Barkeeper knallte dem Fernfahrein das Bier auf den Tresen. „Doch, hat sie schon, aber nicht heute, Harry.“

Aha, Harry hieß er also.

„War sie schon öfter hier?“

„Selten. Hab sie vor einem Vierteljahr das erste Mal bei uns gesehen. Müsste heute ... das vierte Mal ...?“

„Ja“, sagte Harry, heftig nickend, „sie kommt jeden Monat nur einmal. Und dann wieder einen Monat nicht.“ Er

sagte es mit einem leisen Bedauern in der Stimme.

„Und nach ihrer Schnüffelei fasst sie jemanden ins Auge“, sagte der Barkeeper. „Ist immer so.“

Franz hatte in dem Moment feuchte Hände bekommen, das wusste er noch. Ein leichtes Zittern lag in seiner Stimme, als er fragte: „Und was macht sie mit dem, den sie ins Auge gefasst hat?“

„Das wirst du gleich erfahren“, wurde ihm von Jochen dem Barkeeper entgegnet.

Harry wurde deutlicher. „Sie wird rüberkommen und zu dir sagen: „DU KOMMST JETZT MIT MIR!“, und zwar in einem Tonfall, der – wie sagt man so schön? – der keinen Widerspruch

duldet.“ Er seufzte. „Die Frau weiß, was sie will!“

Nach den darauffolgenden Worten hatten beide laut gelacht. Franz war aber so in seine Gedanken vertieft gewesen, dass die Worte ihn nicht erreicht hatten.

„Was habt ihr gesagt?“

„Noch kannst du abhauen, habe *ich* gesagt“, sagte Jochen.

Erneutes Gelächter.

„Ich an deiner Stelle *würde* abhauen.“

„Und warum?“

„Schau sie dir doch mal genau an. Schau nicht in ihre Augen oder ... auf ihre *Kurven*. Schau, wie sie sich bewegt. Wie ein Raubtier bewegt sie sich. Kraftvoll wie ein Panther. Oder

nein: wesentlich kraftvoller! Ich wette, sie würde jedem Panther das Fell über die Ohren ziehen, der ihr krumm käme.“

Quatsch!, dachte Franz, sie ist eine schwache Frau, keine Catcherin. Sie ist schlank und biegsam. (Wie kam er jetzt auf biegsam?) Sie ist ein Traum. Sie ist

...

Wieder sprach jemand, während er zu träumen begann von diesem Traum in Menschengestalt.

In Frauengestalt.

„Was?“

„Ich hab gesagt, die wird dich schön durch die Mangel nehmen“, sagte der Barkeeper.

Harry prustete. Er presste die Lippen aufeinander, worauf die Geräusche mehr

aus seiner Nase als aus seinem Mund kamen. Sein Rotbackengesicht färbte sich noch eine Nuance dunkler.

„Jetzt übertreibst du aber!“, sagte Franz.

„Wie auch immer. Die anderen haben wir jedenfalls nie wieder gesehen.“

„Nie wieder!“, bestätigte Harry japsend und um Atem ringend. „Vielleicht hat sie die alle um die Ecke gebracht.“ Er schlug sich auf die Schenkel. Er war ein Witzbold.

Franz drehte sich noch einmal um. Aus unerklärlichen Gründen sackte ihm das Herz in die Hose, als die Frau sich vor ihrem Stuhl erhob, ihn akkurat an den Tisch rückte und dann ihre volle

Aufmerksamkeit wieder auf ihn richtete.

Auf ihn! Auf ihn! Auf ihn!

Nur auf ihn!

Sein Herz sackte noch tiefer. Es kam ihm vor, als hätte er es gerade ausgeschissen.

Er zählte ihre Schritte. Eins, zwei, drei Schritte. Dann blieb sie stehen. Jemand hatte ihr etwas Unflätiges nachgerufen; ein tätowierter Typ mit glasigen Augen und gewaltiger Oberarmmuskulatur. „Das Flittchen hat 'nen geilen Arsch, ey! Fast wie von die Lopetz.“ (Ja, er sagte *Lopetz* statt *Lopez* und *die* statt *der*.)

Die Frau lächelte Franz zu, als wollte sie sagen: „Hab noch was zu erledigen. Wart einen Moment, okay? Bin gleich bei dir. Lauf mir nicht weg!“

Als sie einen Schritt zurück machte, atmete er beinahe auf.

Plötzlich fürchtete er sich.

Er stand vom Barhocker auf.

Vielleicht sollte er wirklich abhauen.

„Ich geh mal vor die Tür eine rauchen.“

„Erst zahlen“, sagte Jochen.

„Ich komm doch wieder.“

„Ja, das glaubst du.“ Der Mann hintern Tresen kratzte sich am Kinn. „Kannst auch hier rauchen, wenn du willst. Ich will mal nicht so sein.“ Er griff unter den Tresen. „Aschenbecher hab ich noch jede Menge. Von früher.“ Er stellte einen neben Franz‘ Bierglas. „Hier, für deine letzte Zigarette.“

Deine letzte Zigarette.

Harry, aufgereggt: „Man kann ja gar nichts sehen. Was macht die denn?“

Die Frau hatte sich über den Rüpel gebeugt, den Rücken durchgedrückt, das Hinterteil anmutig gereckt. Sie schien ihm etwas ins Ohr zu flüstern wie einem Freund, ihre Hand legte sie sanft in sein Haar, zwei Finger spielten mit seinen Locken. Man hätte die beiden für ein Liebespaar halten können. Aber sie waren kein Liebespaar, und die scheinbar entspannte Atmosphäre hatte etwas unterschwellig Bedrohliches.

In der Bar wurde es totenstill. Es war die Art Ruhe, wie sie bisweilen vor einem Gewitter herrscht. Man schaut

hinaus und spürt und riecht, wie das Unwetter heraufzieht. Und weiß, dass kein Mensch auf der Welt es verhindern kann.

Alles schien wie erstarrt: die Gäste, der Barkeeper, ein Hund unter einem der Tische. Die Zeit schien Luft zu holen, ehe sie weiterlief. Dann – eine rasche, kaum wahrnehmbare Bewegung der Frau. Schemenhaft. Die Augen der Anwesenden sahen allenfalls ein Flirren in der Luft ...

Dem ein greller Schrei folgte.

Der Mann wurde mit der Bewegung vom Stuhl auf den Boden gerissen; er wälzte sich in einer Bierlache und winselte und jammerte erbärmlich. Schließlich zog er die Beine an wie ein

Kind und griff sich an den Kopf.

Die Frau wandte sich unbeteilt ab, als habe das Ganze nichts mit ihr zu tun. Alles an ihr war Gelassenheit und Grazie. In ihrem Gesicht ein kleines Lächeln. Mit zwei Fingern hielt sie etwas in der Hand, das lose herabbaumelte.

Ihr Lächeln galt allein ihm, Franz, das wusste er.

Wie viele Schritte würde sie bis zu ihm brauchen?, fragte er sich im Stillen. Er schätzte, sechs oder sieben.

Sie machte den ersten, als er sich seine Zigarette anzündete. Umständlich, nervös. Er hatte noch nie gesehen, dass sich jemand so schnell bewegen konnte.

Es war ... erschreckend!

Jetzt bewegte sie sich langsam, beinahe schleichend, wie eine große Katze, von der man nicht weiß, ob sie spielen will oder ... oder töten.

Was hielt sie überhaupt in ihrer Hand?

Er konnte es nicht genau erkennen.

Erst als sie fast bei ihm war, erkannte er es: es war ein Haarbüschen mit einem langen, blutigen Hautstreifen daran.

Franz inhalierte tief.

Die Frau ließ das Büschel achtlos auf den Boden fallen.

Dann war sie bei ihm.

Kettenrasseln.

Immer, wenn er sich bewegte, hörte er dieses Kettenrasseln. Und dazu Elvis' Stimme. Elvis Presley sang „You're the Devil in Disguise“. Das war der Klingelton seines Handys.

Franz öffnete die Augen.

Er lag breitbeinig ausgestreckt auf einem riesigen Bett, sein Handy auf einem Stuhl über einem Handtuch. Der Stuhl stand links vom Bett vor einem kleinen Nachttisch.

Er bewegte seine Arme und hörte es rasseln.

Seine Arme waren an die Bettpfosten

gekettet. Die Ketten so lang, dass er sich aufrichten konnte. Immerhin!

Konnte er auch nach dem Handy greifen?

Er versuchte es, schaffte es und wollte das Gespräch schon entgegennehmen.

Sein Daumen schwebte einen Zentimeter über der Taste mit dem Telefonhörersymbol. Er drückte sie nicht, sah nur auf die Zeitanzeige: 14:31 Uhr.

Was mache ich eigentlich hier?, fragte er sich benommen.

Er erinnerte sich an den Abend in der Bar, aber was danach geschehen war, in der Nacht, war wie ausgelöscht.

Es wird sich alles aufklären, dachte er, gleich wird die Tür aufgehen, und sie

wird hereinkommen und wir werden über die Lage, in der ich mich befinde, herhaft lachen. Sie wird mich losmachen, und ich werde nach Hause gehen. Ja, nach Hause gehen ...

Als die Tür dann tatsächlich aufging, die Klinke sich langsam senkte und er ein leises Knarren vernahm, zuckte er zusammen.

Die Tür wurde nur für einen kleinen Spalt aufgeschoben, Zentimeter um Zentimeter, bis Platz genug war, dass ein schmaler Kopf in die Lücke passte. Der Kopf einer Frau, die er nie zuvor gesehen hatte.

„Hallo“, rief er heiser; es klang etwas kläglich.

Wo glotzte die Frau denn hin, zwischen seine Beine? Warum glotzte die zwischen seine Beine? Weil er nackt war?

Erst jetzt fiel ihm auf, dass er eine, naja, dass er eine – es war ihm furchtbar peinlich! – dass er das hatte, was der Volksmund gemeinhin eine *Morgenlatte* nannte.

„Ich sauber“, sagte die Frau.

„Was?“

„Saubermachen. Ich.“

„Saubermachen?“

Sie nickte eifrig.

„Heute nicht“, sagte er.

„Ja, heute“, sagte sie.

Sie trat in den Raum und schien ihn

nicht weiter zu beachten. Vielleicht lagen in diesem Raum öfter nackte, angekettete Männer mit Morgenlatte, dachte er. Egal, es war ihm ganz recht. Nicht die Morgenlatte, aber dass sie ihn nicht weiter beachtete. Er hatte gerade auch keine große Lust, sich näher mit ihr zu befassen. Aufmerksamkeit, die man anderen bezeigt, erzeugt schließlich erst wieder Aufmerksamkeit. Und in seiner Situation, mit aufgerichtetem Schwanz, sollte man ohnehin keine fremde Frau anglotzen. Kam nicht so gut. Trotzdem, obwohl er aufs Glotzen verzichtete, war ihm nicht entgangen, dass sie recht hübsch war. Nicht so hübsch wie seine, äh – wie sollte er es nennen? – wie seine *Gastgeberin*, aber durchaus

ansehnlich.

Ist doch jetzt scheißegal, ob sie ansehnlich, unscheinbar oder potthässlich ist!, schalt er sich selbst, du hast andere Sorgen.

Zum Beispiel musste er dringend pinkeln.

Also muss ich sie doch auf mich aufmerksam machen, dachte er. Aber wo geht sie jetzt hin?

Mist!

Bleib hier!

Mach mich los!

Seine Befürchtungen waren voreilig gewesen. Sie kam wieder, mit einem Staubsauger, so einem klobigen Gerät, das man hinter sich herziehen musste.

Sie hantierte mit dem Kabel und rammte den Stecker in die Steckdose neben der Tür.

„Hallo!“, rief er erneut.

Sie lächelte ihn freundlich an.

„Saugen“, sagte sie, „Staub“, sagte sie und „sauber“.

„Ja, schön.“ Er erwiderte gequält ihr Lächeln. „Nur bald nix mehr sauber. Ich nämlich mal tüchtig, äh ...“ Wie rede ich überhaupt, dachte er. Rede doch normal!

„Ich muss mal dringend aufs Klo, verstehen Sie? Ganz dringend, fürchterlich dringend! Geht sonst in die ...“ Nein, nicht in die Hose. Wie sollte er ihr das sagen? Anscheinend verstand sie nur wenige Worte Deutsch. Das bestätigte ihm ihr fragender Blick.

Er deutete auf sein Glied, das mittlerweile halb erschlafft war. „Hier“, sagte er, „da, äh ...“

„Was da?“ Ihr Blick war jetzt nicht mehr freundlich.

„Daaa ...“

„Schweinkram da!“ Sie deutete auf sein Glied. „Schweinkram!“ Sie deutete auf ihn, sein Gesicht. „Du Schwein!“

„Nein, ich nicht ... du ... Sie falsch verstehen.“ Scheiße! Scheiße! Scheiße!

Sein Handy fing wieder an zu klingeln. Oder sang wieder.

Während er darüber nachdachte, wie er sich besser verständlich machen könnte, drückte er versehentlich auf die Annahmetaste. Mist! Eir

Telefongespräch hatte ihm gerade noch gefehlt!

„Hallo!“, rief er gereizt in die Sprechvorrichtung.

„Franz?“

„Mhmm.“

„Wieso meldest du dich eigentlich nie mit Namen? Immer dieses Hallo. Weiß man gar nicht, ob man richtig verbunden ist. Das ist 'ne blöde Angewohnheit von dir, weißt du das?“

Möglich, aber ihm war jetzt nicht danach, über blöde Angewohnheiten zu diskutieren.

Und sein Nachbar, er hatte die Stimme natürlich sofort erkannt, ging ja auch nicht gerade vorbildlich ins Gespräch. Oder hatte er etwa seinen Namen

genannt? Und gehörte es sich nicht, zur Begrüßung *Hello* oder *Guten Tag* zu sagen? Immer dieselben! Immer das einfordern, wozu man selber nicht fähig oder willig oder weiß der Teufel was war.

Ich muss pissen!, schrie es in ihm, und Benimmfloskeln oder Knigge-Regeln oder wie man den Dreck nennt, gehen mir gerade am Arsch vorbei.

„Was ist los, Heinz? Ich bin gerade
...“

Angekettet!

„... beschäftigt.“

„Jaja, du und beschäftigt, du fauler Sack, du! Wo hängste denn wieder rum? Heute ist doch dein erster Urlaubstag,

oder? Drei Wochen Urlaub, so gut hätte ich's auch gern mal. So gut hat es kein Schwein! Nicht mal ein Sparschwein.“ Dröhnendes Gelächter. Heinz war der König der Phrasen und Belanglosigkeiten und hielt sich für extrem witzig. Und wer gegenteiliger Ansicht war, der hatte seiner Meinung nach einfach keinen Humor und war überhaupt falsch in dieser Welt.

„Ich bin ... bei Paul.“

„Bei Paul? Ist der nicht auf Teneriffa?“

Paul war auf Teneriffa?

„Ja, ist er. Ich ... ich hab ihm versprochen, während seiner Abwesenheit seine Blumen zu gießen.“

„Paul hat Blumen?“, fragte Heinz mit einer Stimme, die sowohl Unglauben als

auch Verwunderung ausdrückte.

Bevor er etwas erwidern konnte, ging der Staubsauger an. Ein infernalischer Lärm füllte den Raum aus. Franz wedelte mit den Händen, um die Frau auf sich aufmerksam zu machen, und hielt dann einen Finger an die Lippen. Er hätte nicht erwartet, dass sie den Staubsauger tatsächlich ausschalten würde, aber sie tat es. Unwillig, wie er ihrem Gesicht ansah.

„War das 'n Staubsauger? Wer saugt denn da? Bist du nicht allein in Pauls Wohnung?“

„Ja, nein ... bin allein. Saug 'n bisschen.“

Heinz hing ein paar Sekunden

sprachlos in der Leitung.

Gerade im Moment der Stille musste die komische Haushaltshilfe anfangen zu plappern. „Kopfkissen dreckig, Kopfkissen neu!“

„Wer war das denn eben?“, fragte Heinz.

Franz setzte sich mit rasselnden Ketten auf, drehte sich halb um und begutachtete das Kopfkissen hinter sich. Am linken Rand bemerkte er drei rote Flecken. Ir einem Abstand zueinander, dass sie, würde man sie miteinander verbinden, beinahe ein gleichschenkliges Dreieck ergaben. War das sein Blut?

„Was sind das für seltsame Geräusche? Sag mal, was geht denn da vor? Veranstaltest du in Pauls Wohnung 'ne

Orgie, oder was?“

Wessen Blut sonst? Oder glaubst du, sie war noch Jungfrau, und du hast ihr beim Ffffff ein Kissen unter den Arsch gedrückt? Wenn sie dich überhaupt rangelassen hat.

Franz fuhr sich über den Nacken und glitt mit der Hand, mit zwei Fingern, beiläufig über seinen Hals. Er spürte zwei Vertiefungen auf der linken Seite. An den Rändern der Vertiefungen schienen sich Krusten gebildet zu haben.

„Bist du noch dran? Na, wir reden später noch mal. Vielleicht bist du dann gesprächiger. Muss erst mal dringend pissen!“

„Ich auch“, murmelte Franz

geistesabwesend.

„Na dann mach mal“, sagte Heinz.
„Einhalten ist nämlich nicht gesund.“

Franz hatte schon fast die Austaste gedrückt, als er Heinz noch sagen hörte:
„Hey, wart ma, Paul ist doch erst nächste Woche auf Teneriffa.“

Franz drückte das Gespräch weg.

Er wartete, bis die Frau den Kissenbezug gewechselt hatte, und legte sich dann zurück. Die Frau schaltete den Staubsauger wieder ein. Franz presste seine Schenkel fest aneinander.

Peter Bernstein war nicht der gerissenste Privatdetektiv unter Gottes Sonne, und er würde auch nie in die Verlegenheit kommen, einen Preis für Fleiß oder Hingabe oder auch nur für korrekte Abrechnungen zu erhalten. Privatdetektiv zu sein war für Bernstein keine Berufung. Er tat einfach, was nötig war, um seine Brötchen zu verdienen, um am Leben zu bleiben, nicht mehr und nicht weniger. Was zur Folge hatte, dass er gerade so eben über die Runden kam. Und wenn es mal unverhofft besser lief für ihn, seine Geldbörse prall gefüllt war und sein Bankkonto den roten

Bereich verlassen hatte, sank seine Motivation noch tiefer, statt anzusteigen, tief unter den Nullpunkt sank sie dann, und er ließ sich eine Zeitlang (oder solange sein finanzielles Glück andauerte) gehen. Er fand es angenehmer, bis mittags im Bett zu liegen und in meditativer Ruhe an die Decke zu starren, als draußen im Regen zu stehen und sich den Arsch aus der Hose zu frieren. Und wenn er bis spät in die Nacht aufblieb, dann lieber vor dem Fernseher mit einer Flasche Bier in der Hand statt in seiner alten Karre vor irgendeinem Haus, das er zu observieren hatte. Ja, er hasste es, untätig in seiner alten Karre zu hocken und mit nichts anderem beschäftigt zu sein, als durch

die Scheibe zu glotzen und darauf zu warten, bis irgendjemand irgendein Haus durch die Eingangstür oder durch ein beschissenes Fenster oder aus weiß was für einem verdammt Loch verließ.

„Verdammtes Haus!“, fluchte er, „verdammter scheiß Beruf!“

Peter schraubte den Deckel, der gleichzeitig als Becher diente, von seiner Thermoskanne. Er hockte nun schon wieder seit sechs Stunden in seinem alten VW Passat, gestern geschlagene zwölf Stunden. Das setzte ihm zu. Wer konnte es ihm da verdenken, dass er gestern zwei Stunden weggedöst war? Keiner! Hatte ja auch sicher keiner

mitgekriegt. Heute hatte er sich jedenfalls wacker geschlagen und dem Schlaf tapfer getrotzt. Darauf war er stolz. Kam nämlich nicht allzu häufig bei ihm vor, dass er dem Schlaf erfolgreich trotzte.

Er starrte durch die Seitenscheibe auf das alte Haus, in dem seine Zielperson lebte. Baujahr Zweiter Weltkrieg, schätzte er das Haus und die Zielperson auf Mitte Zwanzig. „Geiler Arsch und geile Titten“, dachte er laut – er dachte häufiger laut –, „aber irgendwie ein bisschen durchgeknallt, die Kleine.“ Bei dem Wort *durchgeknallt* fiel ihm gleich wieder was Unanständiges ein, und er grinste blöde vor sich hin, während er Kaffee in den Becher füllte. „Aber was

die gestern für einen Typen spätabends angeschleppt hat ...“ Er schüttelte den Kopf. „Da müsst ich ja auch noch Chancen bei der haben, ich mein, wenn *der* Chancen bei der hat.“ Er riss den Mund auf, weil er plötzlich gähnen musste, und schloss ihn erst wieder, als er ein unangenehmes Knacken im Kiefergelenk vernahm. Ein Blick in der Rückspiegel verriet ihm, dass er sogar größere Chancen *bei der* haben müsste. Könnte durchaus sein, dass ihm sein Beruf ausnahmsweise mal wieder Spaß machen würde, zumindest zeitweilig. Vielleicht gehörte sie ja zu den Frauen, die sich am Fenster bei voller Beleuchtung ausziehen. Er schnalzte mit

der Zunge. Nichts dagegen, sollte das heißen. Immer runter mit den Klamotten!

Seinen aktuellen Auftrag hatte er nach einer langen Durststrecke erhalten. Und der Kerl, sein Auftraggeber, schien mächtig viel Kohle zu haben. Der wohnte nicht in so einem Abbruchhaus wie diesem hier, der lebte auf ganz großem Fuß in 'ner Villa in Bad Beringdorf mit allem Pi Pa Po, 'nen schicken Porsche in der Einfahrt und 'ner Schlampe, die mit Brillantring überm Finger großzügig aufgewertet worden war. Vor ungefähr einem Monat war der leichtlebige Sohn seines Auftraggebers abhanden gekommen, und die Polizei, bei der nach der ersten Woche ohne Lebenszeichen eine

Vermisstenanzeige aufgegeben worden war, hatte bislang nichts erreicht. Klar, waren ja auch alles faule Beamte, die genug damit zu tun hatten, ihre Eier unbeschadet durch den Dienst zu schaukeln.

Wie auch immer. Sein Auftraggeber, Hubert Hüssing hieß er (*Hubert Hüssing Bausanierungen*), war bereit, ihm mehr als den üblichen Stundensatz zu zahlen – derart verzweifelt war der! –, und so war er, Bernstein, nun seit vorgestern Tag und Nacht auf den Beinen. Natürlich nur auf dem Papier, auf der Abrechnung, auf der er noch einen zweiten Namen eintragen würde. Irgendwen, mit dem er vorgeblich im Wechsel

zusammenarbeitete. Also, wie gesagt, auf dem Papier, rein imaginär. Und später in der Tasche echte Scheine, auch für das Imaginäre.

Bernstein hatte Glück gehabt. Durch Zufall war er bei seinen Recherchen an der Uni – der Sohn von *Hussing Bausanierungen* studierte BWL, was anderes studierte heutzutage ja ohnehin keiner mehr – Zeuge eines Gesprächs geworden. Eigentlich wollte er dort lediglich Ullis Kommilitonen befragen. Hatte die Polizei sicher schon vor ihm gemacht, falls denen ein bisschen Hirn hinterm Stirnlappen verblieben war. Denn mit einigen war der Ulli befreundet, wusste er und wusste die Polizei vom Vater, und vielleicht war ja

zumindest einer von denen an dem Tag, an dem er sang- und klanglos von der Bildfläche verschwunden war, mit ihm zusammen gewesen, hatte etwas mit ihm unternommen oder wusste wenigstens, wo er an dem Tag hin wollte oder an dem Abend. Man erzählt sich schließlich so einiges unter Freunden und den Eltern immer etwas weniger.

Die Gespräche mit irgendwelchen blasierten BWL-Studenten waren ihn dann aber erspart geblieben. Es war wohl ein Wink des Schicksals gewesen, dass ihn sein knurrender Magen, es war um die Mittagszeit, zunächst in die Mensa geführt hatte. Seine Wahl war Wiener Schnitzel mit Pommes und an der

Kasse gab er vor, seinen Studentenausweis vergessen zu haben. Er hatte verzweifelt in seinen Taschen gewühlt und der Kassiererin einen treuherzigen Blick zugeworfen. Gab ja auch ältere Studenten, und er war schließlich erst Mitte Dreißig und sah kaum älter aus. Warum sollte er als Guest freiwillig mehr bezahlen als die verwöhnten Söhne und Töchter reicher Säcke?

An dem Tag einen freien Tisch am Fenster zu finden, war so gut wie aussichtslos, also hatte er sich zu zwei jungen Mädels gesetzt, die sich mit großen kelchförmigen Eisbechern gegenüber saßen. Und Bingo! Er musste bloß noch aufmerksam das geflüsterte

Gespräch belauschen, und im Belauschen war er ja 'ne Kanone. Die mit dem Haarschnitt à la Prinz Eisenherz schniefte unentwegt vor sich hin wie 'ne Pollenallergikerin im Frühling und stocherte lustlos gequält in ihrem Eisbecher, den sie später halb gegessen stehenlassen würde. Die andere, 'ne Langhaarige mit Pferdeschwanz, sah ihre Freundin mit einem mitfühlenden Blick an – seiner Meinung nach geheuchelt, er kannte sich da aus – und fragte: „Immer noch Kummer wegen Ulli?“

Da war ihm das Messer aus der Hand geglitten, obwohl er noch gar nicht wissen konnte, dass es sich um *den* Ulli handelte, den Hussing-Ulli. Er krock

umständlich unter den Tisch, um sein Messer aufzuheben, und hörte die Eisenherz-Frau sagen: „Ich hab ihn jetzt schon seit einem Monat nicht mehr gesehen, seit dem Tag, an dem ich ihn in die Bar gehen sah.“

„Ja“, sagte Pferdeschwanz, „davon hattest du mir erzählt. Wart ihr nicht verabredet an dem Tag?“

„Nein, wir waren noch nie miteinander verabredet.“

Bernstein stieß sich den Schädel an der Tischplatte und kam mit hochrotem Kopf wieder hoch. Die beiden sahen kurz zu ihm rüber. Schwer zu sagen, ob sie ihn überhaupt richtig wahrnahmen.

Los, erzählt weiter, dachte er, diesmal nicht laut.

Die Studentinnen taten ihm den Gefallen, allerdings hauchten sie sich die Worte jetzt über den Tisch zu. Ihr Geflüster davor war ja schon kaum zu verstehen gewesen. Er spitzte die Ohren und neigte sich ihnen unauffällig ein Stück zu. Bloß ein Stück, wie ein Schüler, der bei einem Klassenkameraden abgucken will.

„Du warst noch nie mit ihm verabredet? Ich dachte ...“

„Ja, ich weiß, was du sagen willst, ich weiß, was du dachtest, aber ... ich hab mich nie getraut, ihn anzusprechen. Bin ihm immer nur von der Uni aus gefolgt. Stand manchmal stundenlang vor dem Haus seiner Eltern und, na ja ... an

jenem Abend bin ich ihm bis zu dieser Bar ...“

„Welcher Bar?“

„Der Schein-Bar.“

„Diese Spelunke?“

Frau Eisenherz nickte. „Wusstest du, dass Ullis Vater eine Vermisstenanzeige aufgegeben hat?“

„Nee, woher weißt du das denn?“

„Aus der Zeitung. Die Polizei sucht nach ihm.“

Pferdeschwanz schnippte den Löffel in ihrem Eisbecher an. „Warst du bei der Polizei? Ich meine, das würde die bestimmt weiterbringen, wenn du ...“ Ihr wurde das Wort abgeschnitten.

„Und was soll ich denen sagen? Dass ich weiß, wo Ulli ist? Dass er in das

Haus von so 'ner alten Hexe gezogen ist?
Ich sag dir was, ich hol mir den Ulli
zurück – Ulli gehört mir, mir allein!“

„Moment mal, Karla! Momentchen.
Momentchen! Lass uns noch mal ein
Stück zurückspulen. Du hast dich nie
getraut, Ulli anzusprechen, hast ihn aber
tage- und wochenlang verfolgt, und jetzt,
wo er eine andere Frau kennengelernt
hat, willst du ...“ Sie schüttelte den
Kopf. „Weißt du, wie sich das für mich
anhört? Tut mir leid, aber das hört sich
für mich nicht ganz gesund an.“

Karla Eisenherz schoss von ihrem
Stuhl hoch. Das Gespräch wurde nur
etwas lauter geführt. Bernstein kam es
gelegen. „Hältst du mich für 'ne

verrückte Stalkerin, Simone?“

„Soll ich ehrlich sein?“

„Klar sollst du ehrlich sein. Aber sag ja nichts Falsches, okay? Ich warn dich, Simone!“

„Nun setz dich erst mal wieder hin. Wenn du dich jetzt sehen könntest.“ In dem Gesicht der Studentin arbeitete es. „Eins verstehe ich immer noch nicht. Einmal sprichst du davon, dass du gesehen hast, wie er in diese Bar ging, und dann davon, dass er bei einer Frau eingezogen ist. Ja, was denn nun? Klingt alles bisschen wirr, wenn ich dir das mal als deine beste Freundin sagen darf.“

Bernstein nickte zustimmend.

Karla verdrehte die Augen. Sie hielt

den langen, schmalen Eislöffel wie eine Waffe vor sich, wie ein Messer. „Als er aus der Bar kam, war er nicht mehr allein. Da war diese Frau, so 'ne Schwarzhaarige. Die kam zuerst raus, und er ...“ Sie schien zu überlegen. „Seltsam, sie ist den ganzen Weg vorausgegangen in ihrer engen schwarzen Nuttenkleidung, und er ist ihr hinterher gedackelt wie 'n tapsiger Pudel. Ist das nicht merkwürdig? Ich bin ihnen aus sicherer Entfernung mit meinem Fahrrad gefolgt, bis zu ihrem Haus in dieser dunklen, kleinen Straße direkt am Wald. Es kam mir so vor, als wüsste Ulli gar nicht, was er da tut und als wär ihm die Frau fremd. Und ...“ Sie

starrte einen Moment in ihren Eisbecher, als suchte sie darin nach einer Eingebung oder den passenden Worten. „Und Ulli wirkte irgendwie ängstlich. Ja, ängstlich wirkte er. Er hat mir so leid getan.“

„Der Ulli war verängstigt?“

„Ja.“

„Hat doch sonst immer die größte Fresse auf dem Schulhof gehabt, dein geliebter Ulli. Ich kenn den nämlich noch aus der Schulzeit. Naja, dünnhäutig, aber 'ne dicke Hose drüber.“

Karla funkelte ihre beste Freundin böse an.

„Was ich immer noch nicht begreife“, fuhr die beste Freundin fort, „lebt er jetzt bei der Frau oder ist er komplett vom

Erboden verschwunden?“

„Das weiß ich doch nicht. Sag mal, hörst du mir eigentlich zu? Ich fahr jeden Tag mit meinem Fahrrad zu dem Haus, habe ihn dort aber nie wieder gesehen. Ich fahr nach der Vorlesung gleich noch mal hin. Diesmal werde ich klingeln, ich werde Sturm klingeln, bis man mir öffnet! Und die alte Hexe prügel ich durch, bis sie wie ein plattgehauener Schinken am Haken hängt und mir verrät, was sie mit Ulli gemacht hat oder wo er abgeblieben ist.“

„Vielleicht solltest du doch besser die Polizei informieren, Karla. In deiner jetzigen Verfassung machst du dich bloß unglücklich.“

„Ich brauche keine Polizei. Ich regel das schon allein. Falls Ulli in dem Haus gefangen gehalten wird, hol ich ihn da raus.“

„Warum sollte er da gefangen gehalten werden? Deine Fantasie möchte ich haben. Ich sag ja, du ...“ Sie warf einen Blick auf ihre Armbanduhr, rief „Herrje!“ und „Herrjemine!“ und stand auf. „Nee, ich sag jetzt nichts mehr. Unsere Vorlesung fängt gleich an. Wir wollen doch Psycho nicht verpassen, oder?“

Psycho? Waren die beiden Psychologie-Studentinnen? Egal, unwichtig, dachte Bernstein.

„Red doch mal nach der Vorlesung mit

dem Professor. Der hat doch mal praktiziert. Der kann dir vielleicht helfen bei deinen ... Problemchen.“

„Der? Der hat doch selber die größte Vollmeise, wenn du mich fragst. Wenn ich ein Problem *hätte*, würde ich ganz sicher nicht zu der alten Wirrbacke gehen. Komplett verrückt bin ich ja nun doch noch nicht.“

Bernstein hatte noch den halbvoll zurückgelassenen Eisbecher ausgelöffelt, ehe er in seinem Auto vor der Uni darauf wartete, dass *Psycho* aus war und die verrückte Stalkerin wieder auftauchte. Er war halb am Eindösen, als sie mit ihrem alten Damenrad an ihm vorbeieierte. Er ließ den Wagen an, legte den ersten Gang ein und folgte ihr

in einem Abstand. Sie führte ihn scheinbar durch die halbe Stadt. In ihm kam der Verdacht auf, dass sie auf dem Weg nach Hause war und das Haus *der Hexe* heute möglicherweise gar nicht mehr ansteuern würde. Und tatsächlich endete die Fahrt vorerst in einer grauen Wohngegend vor einem Hochhaus. Der Betonturm verschluckte Karla und ihr Fahrrad und spuckte beide fünf Minuten später wieder aus. Sie trug nun einen Stoffbeutel bei sich, den sie sich umhängte. Die Fahrt ging weiter. Der Stoffbeutel flatterte im Wind. Einmal bog sie, entgegen der Fahrtrichtung, in eine Einbahnstraße ein. Bernstein fluchte, fuhr bis zur nächsten Kreuzung

und bog rechts ab und nach hundert Metern abermals rechts. Er verlangsamte das Tempo, schaute sich um. Sofort hupte jemand hinter ihm. Er sah in den Rückspiegel und nicht auf die Straße und hörte einen Schrei. Scheiße!, beinahe hätte er die kleine Stalkerin über den Haufen gefahren. Durch die Frontscheibe sah er, dass sie nach dem Abbremsen anscheinend mit dem Hinterrad weggerutscht war und beinahe gefallen wäre. Das Fahrrad stand schräg, sie stützte sich mit dem rechten Bein mühsam ab, das andere hing angewinkelt in der Luft über dem Gepäckträger. Sie fluchte, zeigte ihm den Mittelfinger und stieg umständlich zurück auf den Sattel. Bernstein wartete, bis sie

weitergefahren war, wartete noch einen Moment länger. Sein ungeduldiger Hintermann hupte natürlich wieder.

Bernstein musste Karla weitere zwanzig Minuten folgen, ehe sie in eine verlassene Gegend am Stadtrand kamen. Auf einer unbefestigten Straße endete die Reise. Karla stieg vom Fahrrad. Der Privatdetektiv hielt in einiger Entfernung, links und rechts von ihm nur Buschwerk und am Ende der Straße ein altes Haus, hinter dem sich der Wald erhob. Er verließ seinen Wagen, folgte ihr vorsichtig. Karla hatte inzwischen ihr Fahrrad abgestellt und etwas aus dem Beutel gezogen. Der Beutel hing danach schlaff in ihrer Hand. Sie warf ihn in den

Korb an ihrem Lenker und marschierte mit der Entschlossenheit eines furchtlosen Kriegers in Richtung Haus.

Bernstein musste lachen, als er an diese kleine Episode zurückdachte. Das kleine Dreckstück war doch tatsächlich mit einem langen, scharfen Messer zu dem Haus marschiert und hatte Sturm geklingelt, aber niemand hatte Stalkerchen geöffnet. Hätte er auch nicht getan. Dann machte sie plötzlich einen Sprung nach hinten. Ja, wirklich und ungelogen, einen Sprung nach hinten machte sie, als wär ihr gerade ein beschissenes Gespenst begegnet, und sie konnte gar nicht schnell genug zu ihrem klapprigen alten Fahrrad kommen auf ihren kurzen Beinen. Die ersten fünfzig

Meter rannte sie mit ihrem Drahtesel die Straße runter, bis sie sich an die gebräuchlichste Funktion von Fahrrädern zurückerinnerte und ungelenk auf den Sattel hüpfte.

Ja, so war das vorgestern gewesen mit der kleinen, verrückten Stalkerin. Seither hatte er sie nicht wieder gesehen. Die durchgeknallte, hübsche Kleine mit ihrem unscheinbaren Typen, die von Karla *Stalkerin* Eisenherz abwertend als *alte Hexe* bezeichnet worden war, war seit gestern auch nicht wieder aufgetaucht. Das Haus stand einsam und verlassen und dahinter erhob sich der Wald wie eine bewegliche, durchlässige Mauer.

Allmählich wurde es langweilig.

Allmählich wurde *ihm* langweilig.

Bernstein nahm einen Schluck von seinem Kaffee. Lauwarm war die Brühe mittlerweile geworden. Er kurbelte das Fenster runter und kippte den Dreck auf die Straße. Konnte ja keiner mehr trinken!

Er warf einen sehnsüchtigen Blick zum Haus hin, suchte die Fenster ab. Alles dicht, Fensterläden geschlossen.

„Fensterläden, wer hat heute noch Fensterläden?“, dachte er laut.

„Öffne einen, holde Maid, und zieh dich aus zu meiner ...“ Er grübelte kurz.
„Freid?“

Nee, das war nix.

Er beschloss, ein kleines Nickerchen zu machen.

Dichten konnte er später immer noch.

Er hatte ihre Schritte nicht gehört. Sie saß plötzlich an seinem Bett und strich mit einer kalten Hand über seine Brust. Er hielt die Augen geschlossen, fühlte, wie ein Finger in seine Drosselgrube glitt und wie ihr Daumen die Male an seinem Hals suchte.

„Hast du schön auf mich gewartet, mein lieber Franz?“, fragte sie mit samtener Stimme.

Er öffnete seine Augen nicht. Er roch ihr Parfüm, ein betörender Duft, den er nicht zuordnen konnte. Trotz des freundlichen Klangs ihrer Stimme fühlte er eine unterschwellige Bedrohung

mitschwingen, nicht nur in ihrer Stimme; sie umgab eine schwer zu definierende Aura des ...

... des Bösen?

Nun mach mal halblang, dachte er, du bist hier nicht in einem billigen Gruselfilm. Sie ist nur ein wenig anders als andere. Sie neigt zu – wie nennt man das noch? – Übersprunghandlungen, die sich in unangemessener Gewalt äußern können. Sie ist schnell wie eine Katze und verfügt anscheinend über Bärenkräfte. Keine Ahnung, woher sie das alles hat, aber das ist auch nicht der Punkt. Nimm es als gegeben hin und denk darüber nach, wenn du hier raus bist (falls du je wieder hier rauskommst, hahaha!). Bitte sie jetzt einfach artig,

dich von deinen Ketten loszumachen, gib ihr einen züchtigen Abschiedskuss, mach ihr noch ein, zwei nette Komplimente, die ihr ein süßes Lächeln ins Gesicht zaubern, und dann sieh langsam zu, dass du Land gewinnst und nach Hause kommst. Und sperr in deiner Wohnung schön die Tür hinter dir ab. Und verrammel die Fenster!

„Es blieb mir ja nichts anderes übrig“, sagte er.

„Soll ich dich von deinen Ketten befreien? Sag nur, wenn sie dich stören. Ich will, dass du es gut hast bei mir. Du sollst dich wohlfühlen in meinem Haus, solange ich deiner bedarf.“

Wenn sie dich stören!

Wie war die denn drauf?, dachte er, klar stören Ketten. Und wenn sie mich nicht stören, darf ich sie *anbehalten*, oder was? Und was hieß denn „solange ich deiner bedarf“? Mal abgesehen davon, dass es reichlich geschwollen klang – meinte sie etwa, über ihn verfügen zu können wie über einen Sklaven oder ein Haustier?

„Ich muss mal pinkeln, und ich will mich anziehen. Wo hast du meine Sachen hingetan?“

Warum hörst du dich so weinerlich an, Franz?

Mama, ich muss Pipi machen. Hast du meine Sachen für die Schule bereitgelegt? Ich darf doch nicht nackt

in die Schule, Mama. Der Lehrer mag das nicht. Und die Kinder auf dem Pausenhof lachen immer alle über mich, wenn sie mein kleines Schwänzchen sehen.

Er hörte sich so weinerlich an, weil er eine beschissene Angst hatte!

Eine beschissen beschissene Angst!

„Für deine Notdurft habe ich dir einen Nachttopf unter dein Bett gestellt.“

Wie fürsorglich!

Für seine *Notdurft* einen Nachttopf unter *sein* Bett.

Wie reizend und vorausschauend.

„Einen Nachttopf?“ *Mein* Bett? Wieso unter *mein* Bett?

„Ist es nicht üblich in dieser Gegend?“

Wo kam die Frau her – und aus

welcher Zeit?

„Gibt es in diesem Haus kein Klo?“

Die Frage schien sie lange zu beschäftigen. Ihm fiel auf, wie still es in dem Haus war, während er auf ihre Antwort wartete. Keine Uhr tickte. Keine Geräusche, die von der Straße hereinkamen. Keine lärmenden Vögel am Fenster. Er überlegte noch, ob er eben übertrieben hatte, ob er je lärmende Vögel am Fenster gehabt hatte, also da, wo er wohnte, als sie schließlich sagte: „Ich glaube schon, dass dieses Haus über eine für die Notdurft eingerichtete Kammer verfügt. Ich habe leider noch nicht die Zeit gefunden, mir einen Überblick über sämtliche

Räumlichkeiten zu verschaffen.“

Aha!

Franz öffnete seine Augen und setzte sich mit rasselnden Ketten auf. Ihre Hand hinderte ihn nicht daran, sie blieb jedoch an seinem Hals. Es erstaunte ihn, wie schön sie war. Noch schöner als sie am gestrigen Abend in seiner letzten Erinnerung gewesen war. (Und was ist heute Nacht passiert? Frag sie doch mal! Frag sie doch mal nach den Blutflecken auf dem Kopfkissen, nach den Malen an deinem Hals.)

Sie sah ihn so unschuldig an, als könnte sie kein Wässerchen trüben. Er tastete unter das Bett. Der Nachttopf stand in greifbarer Nähe am Rand, er musste ihn bloß etwas vorschieben. Er schob ihn

zwischen seine Beine und rückte selber ein Stück vor. Er warf seiner *Gastgeberin* einen verlegenen Blick zu.

„Ich glaub, ich kann nicht, wenn du zuschaust.“ Er konnte ja kaum am Urinal, wenn jemand neben ihm stand. Sofern eine Kabine frei war, nahm er eine Kabine. Er brauchte keine Zuschauer bei seinen kleinen Geschäften (bei seinen großen schon gar nicht).

„Warum nicht?“, fragte sie – fragte sie ernsthaft!

„Ich geniere mich.“

„Weshalb? Möchtest du, dass ich dir einen Umhang umlege, während du dich erleichterst?“

Hatte sie früher mal als

Abtrittanbieterin gearbeitet? In dem Fall müsste sie aber schon ein paar Jahrhunderte auf dem Buckel haben. „Nein, ich ... möchte gern allein sein, wenn ich ... während ich ...“

Seine Blase war dem Platzen nahe. Wenn er jetzt drauflos pinkelte, würde der Druck seines Urinstrahls dazu führen, dass es, nun ja, verniedlicht ausgedrückt ... *Spritzflecken* gäbe. Also nicht, dass sein Strahl a priori (wie der Philosoph sagen würde) danebenginge, sondern dass ein Teil von dem, der hineinging, aufgrund des immensen Drucks undsoweiter etc. pp. (wir wollen es nicht bis ins kleinste Detail ausführen und breitwalzen) einen Weg ins Freie und auf den Teppich fände. Wenn man

einen Pingpongball mit Wucht in einen Nachttopf wirft, fliegt er schließlich auch wieder heraus.

„Natürlich darfst du allein sein“, sagte sie und fügte sehr schnell hinzu: „Wenn es mir genehm ist, darfst du allein sein.“

Der Blick in ihre Augen war ihm auf einmal unangenehm, denn ihre Augen, eben noch sanft und mild, strahlten plötzlich eine strenge Härte aus.

„Elisabeth hat deine Mahlzeit in der Dienstbotenküche angerichtet. Du musst gleich zu Tisch gehen, mein lieber Franz. Und in nächster Zeit viel trinken, ja, vor allem musst du viel trinken. Hast du mich verstanden?“

Er nickte brav und schaute von ihr weg

zur Wand hin.

Umso mehr erschrak er, als er plötzlich etwas Eisiges an seinem Schwanz spürte!

Sein Kopf ruckte nach unten, soweit es ihre Hand an seinem Hals erlaubte.

Er konnte es nicht fassen!

Ihre andere Hand hielt sein Glied mit Zeige- und Mittelfinger wie eine zugeschnappte Zange, und ihr Daumen drückte gegen die Stelle an seinem Unterleib, an dem sich die Blase befinden musste. Dann, ehe es wie eine Fontäne aus ihm herausschoss, löste sich die Hand an seinem Hals, griff rasch nach dem Nachttopf und hob ihn an. Sein Glied verschwand zur Hälfte darin, und er hörte es stoßartig hineinplätschern.

Stoßartig, weil die *Fingerzange* im Intervall aufging und zuschnappte. Genaugenommen hatte es eher den Anschein, als würde jemand mit einer seltsam anmutenden (und zum Glück stumpfen) Schere an seinem Penis herumschnippen.

„Nun dürfte deine Blase vollständig geleert sein“, sagte sie schließlich. Auf ihrer Hand schimmerten ein paar Tropfen; sie wischte sie einfach an ihrer engen schwarzen Hose ab.

Sag ihr bloß nicht, dass dir noch ein wenig übel ist. Sie bringt es fertig und steckt dir einen ihrer scheiß Finger in den Hals. – „So, nun dürfte dein Magen vollständig geleert sein.“

Aus einer Tasche ihrer engen schwarzen Hose förderte sie einen kleinen Schlüssel zutage. Sie befreite ihn von seinen Ketten und ließ sie hinter das Kopfteil des Bettes fallen. Machte einer Heidenlärm, weil dahinter kein Teppich war, sondern blanker Parkettboden.

Ich bin frei!, jubilierte Franz innerlich. Ich muss jetzt ganz cool bleiben und einen günstigen Moment erwischen, in dem ich von hier verschwinden kann. Nur nichts übereilen! Sie wird ja nicht ständig um mich sein, oder? Es wird sich eine Gelegenheit bieten. Glaub daran! Glaub ganz fest daran! Glaub an dich!

Glau... „Aaaaaaaaahhhhhh!“

Unbemerkt war sie hinter ihn getreten, hatte, während ein Arm um seinen Rumpf glitt und gleichzeitig seine Arme umfasste, von unten durch seine Beine gegriffen und nach dem gepackt, was dort schutzlos hing.

Scheiße, meine Eier! Sie reißt mir doch jetzt nicht meine Eier ab, oder?

Zischende Laute drangen zu ihm. Zischende Laute, die Worte waren: „Du wirst meine freundliche Geste hoffentlich zu würdigen wissen, mein lieber Franz. Dass ich dich von deinen Ketten befreit habe, bedeutet nicht, dass du ohne mein Einverständnis dieses Hauses wieder verlassen darfst. Oder bist du anderer Ansicht? Glaubst du, dass du

ohne mein Einverständnis gehen darfst?
Alles in diesem Haus ist mein Eigentum.
Jeder Gegenstand und jedes Lebewesen.
Auch du bist mein Eigentum! Denn in
diesem Haus entscheide ich – ich allein!
Ich bin die Herrin dieses Hauses und die
Richterin über Leben und Tod! Hast du
mich verstanden?“

„Mhmm.“

Franz blieb starr stehen, denn die
kleinste Bewegung, das wusste er,
würde verdammt weh tun.

„Lässt du mich ... bitte ... wieder
los?“

Er rechnete keineswegs damit, dass
ihm seine Bitte erfüllt werden würde.
Bis er es fühlte. Er fühlte, wie sein
Glied wieder frei zwischen seinen

Beinen baumelte. Es schien ein gutes Stück geschrumpft zu sein.

Er atmete auf. Er brauchte Zeit. Er musste sich etwas einfallen lassen.

Rede mit ihr, dachte Franz, rede irgendetwas mit ihr. Lenk sie ab. Lull sie ein. Laber sie müde. Frauen mögen das, auch grausame Biester. Und dann ergibt sich vielleicht eine Möglichkeit, abzuhauen.

Bloß – über was sollte er mit ihr sprechen?

„Sag, äh, wie heißt du eigentlich?“ Etwas selbstbewusster: „Wie ist dein Name?“

Sie hatte ihm den Rücken zugewandt, war im Begriff, den Raum zu verlassen.

Sie wandte sich nicht um. „Wie ich heiße?“, fragte sie zurück. „Nenn mich Frau Gräfin. Nein, Gräfin dürfte, denke ich, genügen.“

„Gräfin“, sagte er, „Gräfin, sehr schön! Schöner, schöner Name.“

Auf dem Nachttisch stand ein schwerer metallener Kerzenleuchter. War ihm bisher gar nicht aufgefallen, der Kerzenleuchter. Funkelte so schön scharfkantig.

In seinem Kopf fand eine unvorhergesehene Planänderung statt. War nicht ganz ungefährlich, seine Planänderung.

Franz musterte die Gestalt der Gräfin, wie sie sich ihm von hinten darbot: maximal einen Meter siebzig groß,

schmale Schultern, etwas breitere Hüften, kräftige, feste Gesäßmuskulatur und darunter stramme, dennoch schlanke Schenkel, die Arme waren dagegen eher dünn. Woher nahm diese insgesamt zierliche Frau ihre Kraft? Und wie möchte es vergleichsweise um ihre Nehmerqualitäten bestellt sein?

Angenommen, er würde ihr den schweren Kerzenständer mit großer Wucht über den Schädel ziehen, was würde passieren?

Versuch es doch!

Finde es heraus.

Wer nicht wagt, der nicht gewinnt!

Wenn es nicht klappt, kannst du immer noch zu Plan A zurückkehren, oder?

Nein, wenn es nicht klappt, wird sie dich wahrscheinlich umbringen.

Korrigiere: nein, nicht wahrscheinlich, sondern ...

Er schluckte.

Mach es! Mach es jetzt! Sie wird nich ewig mit dem Rücken zu dir stehen. Sie kann sich jeden Augenblick wieder zu dir umdrehen. Willst du untätig bleiben, bis es zu spät ist?

Nein!

Dann hatte er den Kerzenständer endlich in der Hand. Mit beiden Händer würde es noch besser gehen, fiel ihm ein, und er umfasste unten das glatte Metall.

Wog ihn.

Zögerte.

Sie sieht dich nicht. Du kannst bedenkenlos ausholen. Wenn du weit genug ausholst und mit aller Kraft zuschlägst, wird ihr die scheiß Schädeldecke wegfliegen und ihr Hirn in einer breiigen Masse gegen die Wände spritzen! Wird ein tolles Malheur!

Tu es!

Tu es jetzt!

Schlag zu! Schlag zu!

Und er *schlug* zu ...

Die gusseisernen Arme des Kerzenständers mochten kaum noch einen Millimeter von ihrem Kopf entfernt gewesen sein, als plötzlich der ganze Raum in Bewegung zu geraten

schien. Wie von einem Wirbelsturm herumgerissen, drehte sie sich, schon hatte sie seine Handgelenke in einem eisernen Griff.

Sie stieß sich vom Boden ab, als wollte sie davonfliegen. Doch sie flogen beide. Er rücklings auf das Bett und sie mitten auf ihn. Ihre Beine zwischen seinen Beinen, seine Handgelenke immer noch in ihrem eisernen Griff, ihr geöffneter Mund über seinem Gesicht. Er fürchtete, dass sie ihm die Gelenke brechen würde, aber als sie zu fauchen und zu geifern begann und er die langen, spitzen Eckzähne unter der hochgezogenen Oberlippe sah, fürchtete er mehr, dass sie ihm mit einem Biss eine Wange zerfetzen oder die Nase

abbeißen würde.

In seiner Schockstarre spürte er keinen Schmerz. Weder an seinen Handgelenken noch an seinem Rumpf, in den sie während des Aufpralls ihre spitzen Ellenbogen gestoßen hatte. Dass ihm die Luft aus den Lungen gepresst wurde, ja, das fühlte er. Er japste und rang nach Atem. Und ihr verdammt Gebiss, das – auch abgesehen von den besonders scharfen Eckzähnen – auf einmal aus lauter kleinen Dolchen zu bestehen schien, kam seinem Gesicht nun bedrohlich nah. Dann hörte er ein Knacken wie von brechendem Holz, und als er wieder Luft bekam, kehrte auch seine Empfindung für Schmerz zurück.

Er schrie in ihr Fauchen hinein. Es schrie so lange, bis kein anderes Geräusch mehr da war und ihr Gewicht längst nicht mehr auf seinem Oberkörper lastete. Schließlich verstummte er und schloss die Augen. Vielleicht hoffte er, dass mit dem Schließen seiner Augen irgendwann auch das Böse in Gestalt dieser grausamen Frau verschwinden würde. Aber das Böse verschwindet nicht einfach. Das Böse bleibt. Das Böse bleibt immer!

Seine Augenlider hoben sich langsam, und er sah sie nun wie einen bösen Dämon auf seinen Schenkeln hocken. Ihre teuflische Fratze war der kühlen, stolzen Schönheit ihres schmalen

Gesichts gewichen, aber ihr Blick blieb finster und grausam.

„Du kannst dich glücklich schätzen, dass ich dich noch brauche, mein lieber Franz!“, sagte sie leise.

Er suchte nach Worten, mit denen er sie besänftigen konnte, und fand lediglich ein armselig gewinseltes „Es tut mir leid, Gräfin!“

Ein dunkles, tiefes Lachen kam aus ihrer Kehle. So lachte der Hohn, der mit den nachfolgenden Worten aus ihr sprach: „Weißt du, wie es sich anfühlt, wenn ich einmal *richtig* nach deinen Hoden packe, wenn ich sie quetsche und zusammenpresse, bis ihr Inneres klebrig über meinen Handteller läuft? Möchtest du, dass ich dir ein solch

unvergessliches Erlebnis verschaffe?“

„Das ... das wirst du doch nicht tun ... Gräfin. Oder?“ Er wusste nicht, wie er in diesem Augenblick ausgesehen haben musste, war sich jedoch ziemlich sicher, dass er einen reichlich jämmerlichen Anblick bot. Er war ein Mann, der kurz davor war, sich aus Angst vor einer Frau in die Hosen zu pissen, und war nicht mal dazu richtig in der Lage. Erstens, weil er keine Hosen trug, in die er pissen konnte, weil er nackt war, und zweitens, weil sie vor diesem *Kampf* persönlich dafür gesorgt hatte, dass seine Blase sich bis auf den letzten Tropfen entleert hatte.

„Leg deinen Kopf zurück!“, befahl sie

jetzt. „Leg ihn weit zurück!“

Er wollte dem *Befehl* nicht Folge leisten – war aber zu keiner Gegenwehr fähig. Seine Angst war um ein Unendliches größer als sein Wille. Er bot seinen Hals dar wie ein im Kampf unterlegenes Tier.

Abermals schrie er auf, als er den Biss im Hals spürte. Doch neben dem Schmerz war die Lust, eine brennende, pulsierende Erregung, die noch größer wurde, als sie an seinem Hals zu saugen begann. Es währte nicht lange, es währte viel zu kurz. Als sie von ihm abließ, fing er an, ihren Rücken zu umklammern, sie mit einer Hand (die andere hing wie tot an seinem Unterarm) zu streicheln. Seine gesunde Hand wanderte tiefer, tiefer,

tiefer – er war wie von Sinnen in seiner Begierde, er war der Raserei nahe.

Die Gräfin machte dem ein Ende, indem sie ihm zwei Finger in die Kehle drückte und seinen Arm wegstieß. „Du hast mich befleckt“, sagte sie beiläufig. Es klang wie eine sachliche Feststellung. Gleichgültig. „Jetzt schau in meine Augen, Franz!“

„Warum?“

„Schau in meine Augen, und du wirst diese Nacht vergessen, wie du auch die vorige Nacht vergessen hast.“

„Aber“, er sah sie beinahe flehend an, „das will ich nicht. Ich, ich will nicht vergessen ... ich glaube, ich liebe dich!“

War er völlig irre geworden? Waren

dies die ersten Anzeichen beginnenden Wahnsinns? Wollte er sie nicht eben noch töten?

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, du liebst mich nicht. Deine Liebe ist nur eine Illusion. Es ist deine Begierde, die mich zu lieben scheint. Das vergeht. Schon in der nächsten Stunde wirst du mich wieder hassen. Du wirst flüchten oder mich töten wollen. So war es bei allen. So war es immer. Zu aller Zeit.“

Er sah auf sein Handgelenk, das anscheinend gebrochen war, fasste an die Male an seinem Hals, aus denen noch ein paar Tropfen Blut sickerten, und fühlte seine schmerzenden Rippen, als er wie beschwörend der Verursacherin all seiner Qualen zurief:

„Doch, ich liebe dich! Ich liebe dich mehr als alles andere auf dieser Welt. Nichts habe ich vorher mehr geliebt!“

Und nichts hast du vorher mehr gefürchtet, sagte eine Stimme in seinem Kopf, ehe ihm ein bestialischer Schrei entfuhr, der jede Stimme in ihm erstickte.

Die Gräfin hatte nach seinem misshandelten Handgelenk gegriffen und ihn zu sich herangezogen. Wieder war sie ihm ganz nah und ihre Augen schimmerten in einem Glanz, in dessen Unergründlichkeit scheinbar alles zu nichts wurde und nichts zu allem. Er war wie hypnotisiert – oder er war oder wurde hypnotisiert. Es schien da eine

Macht zu geben, die einen Teil von ihm zu kontrollieren suchte, die in ihn drang wie ein scharfes Skalpell. Erst als ihre Finger über seine Augen fuhren, war er zurück in der wirklichen Welt, die ihm mit einem Mal so unwirklich anmutete.

„Ich habe heute mehr von deinem Blut getrunken, als unbedingt nötig war. Ich werde es nie wieder tun, das verspreche ich dir. Drei Tropfen von deinem kostbaren Blut reichen für mein Wohlbefinden gewöhnlich aus. Doch immerhin hat dieses unmäßige Trinken geholfen, um – nun, du wirst noch selber feststellen, wozu es gut war. Deine Erinnerung an diese Nacht habe ich dir gelassen.“

Franz plinkerte mit den Augen. Als er

hochblickte, stand die Gräfin an der Tür.
„Ich werde dich jetzt alleinlassen, mein lieber Franz, ich habe noch einen nächtlichen Termin. Du wirst ganz auf dich gestellt sein, denn unsere fleißige Elisabeth beeht uns erst morgen wieder. Vergiss nicht, dein Essen einzunehmen. Es steht in der Dienstbotenküche auf dem Tisch.“

„Bist du ... ein Vampir?“, rief er ihr nach, als sie den Raum schon verlassen hatte.

Er hörte ihr dunkles Lachen.

Blöde Frage von mir, dachte er, blöde-blöde Frage.

Ein wenig verwundert murmelte er vor sich hin: „Sie hat mich gar nicht wieder

angekettet.“

Bernstein hatte heute keine Lust auf Observierungen. Bernstein legte heute einen Bürotag ein. Er hatte gut gefrühstückt, sich die Nachrichten angesehen und den ganzen Vormittag über Kaffee getrunken und fleißig seine Däumchen umeinander gedreht. Jetzt hockte er an seinem Computer und tippte einen Bericht für Hüssing. Dauerte immer elendig lang bei ihm, so'n Bericht. Oft wusste er auch gar nicht, was er alles reinschreiben sollte. Denn gerade diesen Fall wollte er liebend gerne auf die lange Bank schieben. Und musste nun seitenlang um den heißen

Brei herumreden oder, besser gesagt, um den heißen Brei herum schreiben.

Dass ihm der letzte Aufenthaltsort von Ulli bekannt war, sollte der Unternehmer erst später erfahren. Dem hatte er bisher lediglich von der Bar erzählt, die er nach vorgeblich langwieriger Recherche ausfindig gemacht hatte. Hussing hatte sich daraufhin lobend geäußert und ihm einen Extrahunderter versprochen. War sonst bestimmt nicht so freigebig, unser Bonze, wettete Bernstein. Er kannte ja solche Typen zur Genüge. Er kannte sich ja aus in der Welt. Solche Typen knauserten sich reich. Oder knauserten, damit sie reich blieben. Zahlten sich selber die dicke Kohle und ihren Mitarbeitern sieben Euro fuffzig, wenn's

hochkam. Nee-nee, nicht mit ihm, wenn er so ein Exemplar an der Angel hatte, wurde der von ihm gemolken, bis die Milch sauer wurde. Immer an die Zitzer und abgezapft.

Schiefes Bild, das mit der Angel und dem Melken, klar, aber war ihm scheißegal.

Der Privatdetektiv legte die Tageszeitung, die er vorm Frühstück aus dem Briefkasten gezogen hatte, auf die Tastatur und blätterte sie mit angefeuchtetem Daumen durch. Überall Konflikte, Krieg, Überschwemmungen, dazwischen die Werbebeilagen, und der Wetterbericht versprach auch nichts Gutes.

Im Regionalteil stieß er auf einen kleinen Artikel, der ihm interessant vorkam. Er beugte sich vor. Ein gewisser Timo Wilhelm Hansen wurde seit ca. drei Monaten vermisst. *Die Polizei bittet um Ihre Mithilfe.* (Klar, kriegt ja sonst nichts gebacken, dachte Bernstein.) Timo Wilhelm Hansen wurde zuletzt in der Schein-Bar gesehen. Wer Näheres über den Verbleib von Timo Wilhelm Hansen weiß oder ihn späterhin gesehen hat, möge sich bitte bei der Polizeidienststelle Sowieso in Dölinghausen melden, blablabla ... der übliche Scheiß.

Bernstein schnitt den Artikel sorgfältig mit einer Schere aus und knabberte

danach eine Weile an seinen Fingernägeln.

Die Schein-Bar, dachte er, vielleicht sollte ich da heute mal vorbeischauen.

Warum hatte er die eigentlich nicht gleich in seine Ermittlungen einbezogen?

Weil es unnötig war, weil er schließlich den letzten Aufenthaltsort von Ulli kannte und bloß darauf warten musste, bis ...

Bis was geschah?

„Kann es sein, dass du ein verdammt mieser Privatdetektiv bist, Peter Bernstein?“, fragte er sich leise.

„Fang nicht wieder an laut zu denken, Bernstein. Könnte ma sein, dass du abgehört wirst, und was soll man davon halten, wenn du unaufgefordert deine

Fälle auf irgendwelche Bänder laberst?“

Er grapschte nach seinem Telefon, wählte die Nummer des Dölinghausener Tageblattes und verlangte Theo Kleinbügler zu sprechen.

„Ich habe leider Ihren Namen nicht verstanden“, monierte eine reserviert klingende weibliche Stimme seine nuschelnde Aussprache. Er stellte sie sich mit sorgfältig gebügelter Bluse und Dutt auf der Birne vor.

„Bernstein – private Ermittlungen“, sagte er, „Bernstein wie Diamant.“ Alter Witz von ihm.

„Ein Bernstein ist kein Diamant“, bekam er patzig zur Antwort.

„Wieder so 'ne Schlampe ohne

Humor“, dachte er laut. So schnell war ihm das leider nicht abzugewöhnen mit dem Laut denken.

„Bitte? Wie haben Sie mich eben genannt?“

„Sorry, Sie waren nicht gemeint“, entgegnete er. Er hustelte. „Hab gerade mit meiner Frau gesprochen.“

Ohne ein freundliches „Ich verbinde“, dafür mit einem Grunzlaut, wie man ihn aus Schweineställen kennt, wurde er zu Kleinbügler durchgestellt.

„Hör mal, Theo“, sagte der Privatdetektiv, nachdem Kleinbügler sich gemeldet hatte, „ich les euer Käseblatt ja nicht jeden Tag. Steht ja ohnehin immer derselbe Quark drin. Aber mal eine Frage unter uns

Schulmädchen ... geht um das Geschreibsel über diesen Vermissten, diesen Hansen, weißt du, der in der Bar ...“

„Was will's n wissen, Peter?“ Er hörte Kleinbügler am Telefon gähnen. Die arme Sau arbeitete sich täglich von früh bis spät und dann noch bis zum Wochenende durch und fing montags gleich wieder an. Wurde ja überall Personal eingespart bei den Zeitungsredaktionen. Wer kaufte sich den Dreck schließlich noch, seit man sich übers Tagesgeschehen genauso gut kostenlos im Internet informieren konnte? „Die Vermisstenfälle ham wir erst mal ganz klein gemacht. Zurzeit

steck ich mit beiden Ellenbogen in den Abspritzermorden.“

„Worin steckst du?“, fragte Bernstein nach. Er glaubte sich verhört zu haben.

„Den Abspritzermorden. Die Bezeichnung stammt nicht von mir. Stammt von unserem gemeinsamen Freund von der Kripo.“

„Dem Arno?“

„Ja, Arno ist vorrangig mit den Abspritzermorden beschäftigt. Man hätt's aber auch die Halsaufbeißermorde oder meinewegen die Vampirmorde nennen können. Wenn man an so einen Mist wie Vampire glaubt.“

Bernstein fasste sich an den Kopf. „Die Vampirmorde? Kannst du ein bisschen deutlicher werden, wenn du schon den

Mund aufmachst, Theo? Ich versteh nur Bahnhof und steh nicht mal an 'ner Schranke.“

„Wenn du unser Blatt täglich lesen würdest, Peter, müsste ich dir hier nicht lang und breit erklären, was in Dölinghausen und um Dölinghausen herum vor sich geht. Bist du nicht Abonnent?“

„Ja, noch ...“ Er hustete in den Hörer. „Entschuldige, in letzter Zeit komme ich so wenig zum Lesen und den Großteil der Ausgaben der vergangenen Wochen habe ich schon im Altpapier entsorgt. Also, erzähl mal, worum geht's bei diesen Abspritzermorden? Kurze, prägnante Zusammenfassung, bitte.“

„Na, du stellst ja Ansprüche, Peter! Wie oft habe ich dir eigentlich schon einen Gefallen getan, he? Und wie oft hast du mich dafür revanchiert? Kann mich an kein einziges Mal erinnern, Peter, und selbst 'n bisschen Alzheimer bei mir vorausgesetzt, biste mir noch 'ne Menge schuldig. Kannst zum Beispiel mal an den Wochenenden meine Frau observieren. Ich glaub, die empfängt da ihren Liebhaber, während ich hier tief in der Arbeit stecke.“

Bernstein lachte. „Die Lisa betrügt dich? Erzähl nichts! Kann ich mir bei der Lisa gar nicht recht vorstellen, dass die 'nem anderen als dir ihre Dose hinhält. Ist doch 'ne treue Seele, dein

kleines Lieschen. Aber um noch mal auf die andere Sache zu sprechen zu kommen, ich mein jetzt die Vermissten. Die Abspritzer kannst du ja hinterherschieben, wenn du willst. Eins nach dem anderen. Du weißt ja, der Peter interessiert sich für alles, sogar für deine Kontoauszüge.“

Er hörte Papierrascheln. Husten. Wieder Papierrascheln. Durchforstete wohl seine Papierstapel, der Theo. „Außer von dem Hansen, der recht spät vermisst gemeldet wurde, weiß ich nur von dem Hussing, Ulrich Hussing. Und sonst ... ach ja, der Küster, auch schon länger her, zwei Monate oder so. Den haben zwar die meisten schon Jahre nicht gesehen, aber er war immer fleißig

auf Facebook, und seit zwei Monaten nicht, so ist das aufgefallen. Der wurde zuletzt nirgendwo mehr gesehen.“

Der Privatdetektiv schrieb sich den Namen auf. „Küster – hat der auch 'n Vornamen?“

„Ham alle immer 'n Vornamen, Peter. Sogar du hast ja einen abbekommen. Und der Küster hieß ... oder vielmehr heißt, warte mal ... lauf mir nicht weg ...“ Kleinbügler lachte. Klang wie ein Stakkato-Hicksen. „Ah, hier hab ich's doch. Zum Glück herrscht hier noch Zucht und Ordnung. Also, bist noch dran? Holger heißt der, Holger Küster.“

Bernstein notierte den Vornamen. „Wenn du jetzt noch Fotos hättest, außer

von dem Hussing, das wär schon nicht schlecht.“

„Wieso nicht von dem Hussing? Hat dich der alte Bausanierer auf seinen Sohn angesetzt und dir 'n Fotoalbum vorgelegt?“

„Kann man so sagen, ja.“

„Interessant! Hast du denn auch ein paar Infos für uns als Gegenleistung für die Fotos und all die Gefallen, die du mir noch schuldest?“

„Ich will mal so sagen, Theo“, Bernstein zog die Nase hoch. War irgendwas drin, was da nicht hineingehörte. „Ich bin auf 'ner brandheißen Spur mit dem Hussing. Ich glaub, da steckt noch mehr dahinter, 'ne ganz große Geschichte, und du sollst als

erster davon erfahren, wenn ich alle Fäden miteinander verknüpft und zusammengehäkelt habe.“

„Machst es ja wieder spannend, Peter. – Na gut, ich schick dir die Fotos gleich per Mail.“

„Und was ist nu mit den Spritzermorden?“, fragte Bernstein.

„Den Abspritzermorden“, korrigierte der Redakteur. „Bislang wurden drei Leichen gefunden. Die erste im Wald, Vierteljahr her, die zweite auf 'nem Hinterhof von einer Kampfkunstschule – war der Lehrer –, die dritte ganz frisch heute früh um vier Uhr morgens im Stadtpark. War jedes Mal ein Mann, der umgebracht wurde, jedes Mal durch

einen Biss in den Hals und jedes Mal wurde das Opfer beinahe blutleer zurückgelassen. Und jetzt kommt's: Die sind zwar alle verblutet, doch bei den Leichen wurde kein Blut gefunden bis auf ein paar Tropfen auf der Kleidung.“

„Hört sich ja übel an“, sagte Bernstein, „versteh aber immer noch nicht, warum diese Morde Abspritzermorde genannt werden.“

„Ganz einfach, alle diese Männer haben sich mit 'ner mächtigen Ejakulation und frei aus der Hose hängendem Schniedel von dieser Welt verabschiedet.“

„Hmm“, machte Bernstein. „Und die Wunden am Hals – wie sahen die aus?“

„Na ja, wie sieht so ein Hals schon aus“

mit 'nem tiefen Biss im Fleisch und 'ner gekappten Halsschlagader? Die Halsschlagader hing übrigens jedes Mal raus wie übriggebliebene Spaghetti von 'nem Tellerrand.“

„Zahnabdrücke?“, fragte der Privatdetektiv.

„Sind besonders merkwürdig. Die Gebissabdrücke scheinen nicht menschlich zu sein. Von der Größe kommt's zwar hin, aber abgesehen davon ähneln sie eher großen Raubkatzen. Doch für einen Löwen oder Tiger sind die Abdrücke wiederum viel zu klein.“

„Hmm“, machte Bernstein wieder. „Na, dann dank ich dir erst mal schön,

Theo.“

„Nichts zu danken, Peter! Und denk dran, mich zu informieren, wenn deine brandheiße Spur Feuer fängt. Wenn's anfängt zu lodern und zu fackeln, will ich die Story in meinem Blatt haben, okay?“

„Okay, Theo, mach ich.“ Der Privatdetektiv legte auf. Fünf Minuten später war er umgezogen, der Morgenmantel gegen einen Trenchcoat ausgetauscht und Bernstein auf dem Weg zur Schein-Bar.

Ehe Bernstein sich für seinen Bürotag den fleckigen Bademantel überzog, tastete sich Kasper Storkendiek durch den Morgendunst einer langsam verwehenden Nacht. Er trug seinen besten Anzug, war guter, alkoholumnebelter Laune und fand sein Leben einfach nur geil. Sein Leben war immer geil, wenn er zu viel getrunken hatte, und diese Nacht war besonders geil gewesen.

Der Abend hatte im Puff begonnen. Er und Achim hatten da mit ein paar Nutten ein teures Gläschen Sekt getrunken, und danach war eine Thailänderin, die er

richtig scharf fand, wie ein Flummi auf ihm rumgehüpft, bis sein Schwanz wie 'ne Stange Dynamit explodiert war. Richtig gesoffen hatten sie dann erst in der Eckkneipe am Hafen. Wie hieß die noch? *Zum strammen Matrosen* oder ... scheißegal, wie die hieß.

Später in der Nacht klingelten sie bei Klaus, weil Klaus über die bestbestückte Hausbar von ganz Dölinghausen verfügte. Klaus' keifende Ehefrau war zuerst aufgewacht und hatte ihnen über die Sprechanlage richtig eingeheizt. Ein Weib mit Haaren auf den Zähnen war Klaus' Frau Margot! Selbs in schlaftrunkenem Zustand war sie aus dem Stand in der Lage, eine mit derben Fäkalwörtern und Flüchen gespickte

Schimpftirade von
Bundestagsdebattenlänge zu halten.
Achim und er hatten im Duett
„Meckerziege!, Meckerziege!“ in die
Sprechlanlage gerufen und waren vor
Lachen beinahe aus den Schuhen
gekippt. Dann war Klaus zu hören, und
Klaus hatte auf den Summer gedrückt,
obwohl es vorher anscheinend ein
kleines Gerangel gab.

Oben trafen sie Klaus im meerblauen
Schlafanzug an und gratulierten ihm zu
seinem guten Bekleidungsgeschmack und
fragten nach der Adresse seines
Schneiders. Bisschen angepisst war
Klaus an der Bar gestanden, Margo
hatte weiter gekeift, und dann hatten sie

in der Küche eine Flasche Whisky geleert. Margot war dem Alkohol auch nicht völlig abgeneigt, doch nach zwei Gläsern – nachdem sie ihrem Mann eine geschallert hatte, weil ihr wohl gerade danach war –, war sie wieder schlafen gegangen. Es war dann gar nicht mehr lustig gewesen, Achim kotzte in die Spüle und er, Kasper, verabschiedete sich, als Klaus zu heulen angefangen hatte.

Und jetzt tastete er sich durch den Morgendunst auf dem Weg nach Hause und überlegte, ob es zwischen hier und zuhause noch eine Einkehrmöglichkeit gab. In einer Nebenstraße, in der die Straßenlaternen trübe flackerten, sah er eine Katze über den Bürgersteig

schleichen. Als sie ihn bemerkte, verschwand sie zwischen zwei Häusern in einem Gebüsch.

Wie geschmeidig Katzen sich doch bewegen können, dachte Kasper noch, bevor ihm die Frau auffiel, die der Katze an Geschmeidigkeit in nichts nachstand, die sie sogar übertraf.

Toll!, dachte er. Die Frau kam ihm irgendwie unwirklich vor, aber trotzdem toll. Und was für eine Figur und wie diese Figur von ihrer engen schwarzen Kleidung betont wurde. Die Lus1 verheißenden Rundungen, die Wölbungen, Hügel ...

Da mal rübergrapschen!

Beinahe hätte Kasper angefangen zu

sabbern.

Mit lautlosen Schritten näherte sich ihm die Schönheit durch den sich auflösenden Nebel. „Na, mein Kleiner!“

Kasper war über einsneunzig und kein Kleiner, aber er kicherte wie einer.

„Hallo, Catwoman“, sagte er.

Spielerisch griff die menschliche Katze nach seinem Schlipss.

Ey, die will es aber wissen, dachte er. Geiles Weib!

Sie zog an seinem Schlipss, bis es richtig eng an seiner Kehle und ihm schwarz vor Augen wurde.

Die erwürgt dich, wenn du nicht mitläufst. Also lauf besser mit. Wie sagt man so schön: Es soll dein Schaden nicht sein!

Sie kamen die Straße hoch zu einem Park, liefen über taufeuchte Gräser zu einer Baumgruppe. Darüber am Himmel stand kriegerisch die Mondsichel als einzige Lichtquelle.

„Soll ich's dir jetzt schön besorgen, mein Kleiner?“, fragte die Frau mit weichsamtener Stimme.

Kasper runzelte die Stirn. War das nicht sein Spruch mit dem Besorgen? Oh, sie hatte seinen Reißverschluss schon geöffnet und ...

„Aaah!“, machte er.

„Warte! Warte! Warte!“, winselte er.

Mann, jetzt wienerte die da wie wild rum an seinem Schwanz. Er kam doch ohnehin immer so schnell, und wenn die

jetzt auch noch ...

„Nimm ihn doch in den Mund“, sagte er.

Er hörte ihr dunkles Lachen.

Geil!, dachte er, wie geil ist das denn?
Wie geil ist dieses Weib denn?

Sie ließ seinen Schwanz nicht los.
Hatte bisschen kalte Hände, das
Mädchen, doch das kühlte seinen kleinen
Brennstab nur ab, das war gar nicht mal
schlecht, so hitzköpfig, wie der oft war.

„Wie wär’s mit einem Knutschfleck?“,
fragte sie ihn.

Warum nicht?, dachte er.

„Warum nicht“, sagte er.

„Lehn dich an den Stamm!“, forderte sie.

Uuih!, nu kommt die Tigerkralle nach

der Samtpfötchennummer. Er hatte nichts dagegen einzuwenden.

Sie dirigierte ihn an seinem Schwanz zu dem Baum, weil er wie blöde stehengeblieben war, statt ihr zu gehorchen. Irgendein Knubbel an dem Stamm drückte unangenehm gegen seine Wirbelsäule. Er vergaß den Knubbel sofort, als sie mit ihrer anderen Hand in sein Haar fasste und seinen Kopf brutal in den Nacken riss.

Gott, hatte die Frau Kraft! Gott, tat ihn das weh! Fand er aber auch geil irgendwie. Er war ja kein Schlappschwanz. Er war ein Mann. Ihr konnte man hart anfassen. Ja, er konnte schon was ab.

Dann fang mal an zu nuckeln, dachte er in stiller Vorfreude. Seine Hände lagen auf ihren Hinterbacken (geile Hinterbacken!, dachte er), und dann war es mit dem Denken bald vorbei bei ihm.

Er spürte, wie ihre Zunge über seinen Hals leckte, so als wollte sie eine bestimmte Stelle markieren. Er blickte nach unten. War kaum was zu sehen in dem Dunkel, mehr ein Schattenriss, den er wahrnahm – und dann doch ... ein Funkeln ihrer Zähne, als ihr Kopf sich kurz zurückbewegte und sie den Mund öffnete ...

Das Maul aufriss!

Und dann seinen Hals AUFRISS.

„Aaaaaaaaaahhh!“, schrie der starke

Mann, der kein Schlappschwanz war und den man auch hart anfassen konnte.

Überlaut hörte er das Reißen und Beißen in seinem Fleisch, das Ziehen und Kappen von Sehnen. Es war ein Rumoren, wie man es sonst nur hört, wenn einem beim Zahnarzt ein fest verankerter Weisheitszahn aufgehebelt wird.

Schließlich hörte er ein Schmatzen und Schlürfen wie bei einem Festmahl mit Gästen, denen es an Manieren fehlte.

Kasper starnte nach oben durch die Krone des Baums auf das weiße Licht der Mondsichel. Da oben war der Himmel, und ein Engel, so glaubte er, brachte ihn gerade dorthin.

Wie schön! Gleich steige ich auf.

Hinauf, hinauf!

Gleich geht es hinauf.

Bevor er starb, spritzte er sein Sperma
in hohem Bogen auf die Wiese, beendete
er sein Leben mit irren konvulsivischen
Zuckungen und dachte zuletzt noch:

WIE GEIL WAR DAS DENN?

Elisabeth hatte Franz' Handgelenk wieder eingerenkt. War eine schmerzhafte Angelegenheit gewesen. Gleich als sie zur Tür reinkam, war ihr Blick auf seine merkwürdig verdreht vom Unterarm abstehende Hand gefallen. Ohne viel Federlesens und ohne viele Worte („Hand kaputt? Ich machen!“) hatte sie eine Weile daran *herumgejuckelt* (er hatte geschrien – und wie er geschrien hatte!) und dann mit einem Ruck, der keine Gnade kannte (und auf den sein mörderischster Schrei erfolgt war), die Hand wieder in ihre richtige Lage gebracht.

„Du Mädchen sein“, hatte sie im Anschluss gesagt und war in die Dienstbotenküche geeilt.

Die Dienstbotenküche war gleichzeitig die einzige; eine weitere Küche für möglicherweise hohe oder höhere Herrschaften gab es nicht. Er musste es wissen, er hatte heute Morgen das ganze Haus inspiziert, allenfalls den Keller hatte er ausgelassen.

In den Keller hatte er sich nicht getraut.

Weil „Du Mädchen sein“, wie Elisabeth es wohl wiederum kommentiert hätte.

Das Haus fand er bei seiner Begehung in einem ziemlich heruntergekommenen

Zustand vor. An den Wänden hatte sich überall Schimmel gebildet. Die Teppiche waren verblichen und die Parkettböden wiesen Risse und Kratzer auf. Oben gab es drei Zimmer, die allesamt leer waren, das heißt, bis auf eines, in dem altes Gerümpel herumlag. Unten gab es, wie schon erwähnt, die sogenannte Dienstbotenküche, dann noch eine Art Wohnzimmer, in dem außer einem langen Tisch mit zehn Stühlen – vier an jeder Seite und jeweils einer an den Kopfseiten – ein Bücherregal an der rückwärtigen Wand stand. Ein Badezimmer mit Klo, das ihm fortan den leidigen Nachttopf ersparen sollte, fand er auch, allerdings wies das Waschbecken Sprünge auf und die

Spülung der Toilette lief den ganzen Tag. *Sein* Schlafzimmer war von allen Räumen noch im besten Zustand.

Er fragte sich, wo die Gräfin wohl schlief oder ob sie überhaupt je schlief.

Schlafen Vampire tagsüber in einem Sarg – oder war das nur eine Legende?

Die Gräfin war seit der vergangenen Nacht nicht wieder erschienen – oder er hatte bei ihrer Ankunft geschlafen und sie war ... wo?

Vielleicht im Keller, dachte er.

Später war Elisabeth einkaufen gegangen, falls mit „Ich holen!“ einkaufen gemeint gewesen sein sollte.

Er hatte sich noch gewundert, dass man ihn überhaupt alleinließ. Schon heute

Morgen, nachdem er aufgestanden war (oder heute Nacht, aber nach der körperlichen Auseinandersetzung mit der Gräfin war er zu nichts mehr fähig gewesen), hätte er einfach aus dem Haus marschieren können. Schließlich war er nicht mehr ans Bett gekettet.

In der Erinnerung daran rieb er sich die Handgelenke und verzog das Gesicht. Sein lädiertes Handgelenk schmerzte immer noch höllisch, wenn er es berührte, eingerenkt oder nicht.

Dann war er zur Haustür gegangen. Und als er zur Haustür gegangen war und sie öffnen wollte, war ihm aufgefallen, dass er wie Adam aus der Bibel oder wie frisch von Gott geschaffen immer noch nackt durch die Welt tapste. Seine

Klamotten hatte ihm bisher keiner zurückgegeben und bei seiner Hauserkundung, bei der er in einige Schränke gesehen hatte, hatte er sie nicht entdeckt.

Wo mochte das Haus stehen? Da die Fensterläden überall geschlossen waren und jedes einzelne Fenster über eine Schließvorrichtung verfügte – davor zusätzlich noch ein Gitter –, war ihm ein Blick nach draußen bislang verwehrt geblieben. Er sah es zwar als wenig wahrscheinlich an, aber es war nicht ganz auszuschließen, dass sich das Haus in einer belebten Straße befand.

Aber dann hätte ich Straßenlärm hören müssen, selbst bei geschlossenen

Fensterläden.

Außerdem kann es dir doch gleichgültig sein, wenn dich jemand nackt sieht, dachte er. Hauptsache, du kommst in Sicherheit.

Doch es war ihm nicht gleichgültig, wie er sich eingestehen musste.

Er ging zurück in *sein* Schlafzimmer, zog das Laken ab, legte es zweimal zusammen und hängte es sich um die Hüften. Dann ging er zur Tür. Er öffnete die Tür und ...

... starrte hinaus.

Was hatte er gewollt?

Nach zwei Schritten rückwärts in den Flur fiel es ihm wieder ein.

Erneuter Versuch.

Er kam bis zum Türrahmen und blieb

wie angewurzelt stehen. Vor ihm war etwas, eine unsichtbare Mauer, eine Mauer, die vielleicht nur für ihn existierte.

Sein Arm mit dem gesunden Handgelenk bewegte sich vor. Die Hand kam nicht weit. Seine Fingerspitzen stießen gegen einen Widerstand. Er hätte nicht einmal beschreiben können, wie es sich anfühlte. Es war nicht wie Glas, wie eine Mauer aus Stein oder ein Holzzaun. Es war weder weich noch hart, weder glatt noch porös. Es war – *anders*. Und es war nicht einfach da wie ein toter Gegenstand; es schien lebendig zu sein. Es war, als würde es sich wehren.

Er kam auf die Idee, sich mit der Schulter dagegen zu stemmen, ohne darauf zu hoffen, damit erfolgreicher zu sein. Und – wie von ihm vorausgesehen – stellte sich *etwas* gegen ihn.

Das bist du selbst!

Das Laken glitt von seinen Hüften. Er ließ es auf dem Boden liegen.

Er stand in der Tür und starnte auf die Straße. Die Straße war mehr ein Weg. Keine Bürgersteige. Büsche zu beider Seiten, die sich anschickten, die Straße zu überwuchern, sie in ihren Besitz zu nehmen.

Er dachte an die vergangene Nacht zurück, an die Augen der Gräfin, die ganz tief in ihn hineingeschaut hatten.

Hatte sie ihn tatsächlich hypnotisiert?
Wenn ja, dann existierte die Barriere nur
für ihn und niemand anderen.

Franz schloss die Tür, hob das Laken
auf und kehrte ins Schlafzimmer zurück.
Er wollte das Laken aufs Bett werfen,
aber es fiel vor das Bett auf den
Teppich.

Nicht mal das gelingt dir mehr, dachte
er.

Er bückte sich, griff danach, stützte und
legte sich schließlich auf den Boden.

Unter dem Bett hatte er etwas entdeckt.
Er streckte den Arm aus, es war staubig.
Elisabeth schien es beim Saubermachen
nicht so genau zu nehmen mit den
Stellen, die man nicht sehen konnte.
Vielleicht war das ein Glück für ihn. Er

zog die Hand mit dem Gegenstand heraus. Es war ein Portemonnaie.

Franz klappte das Portemonnaie auf, inspizierte die Seitenfächer. Im vorderen Seitenfach steckten mehrere hundert Euro, im hinteren Visitenkarten, zusammengefaltete Quittungen, Mitgliedskarten für irgendwelche Clubs

...

Er fand einen Personalausweis. Der schaute er sich genauer an. Er las den Namen: „Ulrich Hussing.“ War ein paar Jahre jünger als er, Mitte zwanzig. Auf dem Foto grinste ihn ein unsympathischer Typ herablassend an.

Franz setzte sich aufs Bett und dachte nach.

Wer war Ulrich Hüssing? Warum hatte seine Geldbörse unter diesem Bett gelegen?

Seine Antwort: Ulrich Hüssing war dein Vorgänger. Er schlief in diesem Bett, bevor du in diesem Bett geschlafen hast. Er hatte Wundmale an seinem Hals, bevor du ...

Plötzlich fiel ihm wieder ein, was die Gräfin vergangene Nacht zu ihm gesagt hatte:

Du sollst dich wohlfühlen in meinem Haus, solange ich deiner bedarf.

Ulli hatte sie anscheinend bereits ausgemustert.

Wie lange würde sie *seiner* noch bedürfen? Gab es ein Verfallsdatum wie

bei Lebensmitteln, weil sein Blut, von dem sie täglich (nächtlich) ein paar Tropfen brauchte, nach einer gewissen Zeit schlecht wurde? Und was wurde aus denen, derer sie nicht mehr bedurfte? Durfte man nach treu geleisteten Blutdiensten nach Hause gehen oder schnitt sie einem dann einfach die Kehle durch und verscharrte den Leichnam ...

Wo?

Im Keller?

Frag sie doch heute Nacht!

Ja, dachte er, das werde ich, ich werde sie heute Nacht fragen.

Er steckte den Personalausweis gerade zurück ins Portemonnaie, als es an der Tür klingelte.

Es kam ihm seltsam vor, dass jemand

an *dieser* Tür klingelte. An Türen wie diesen wird nicht geklingelt, dachte er.

Klingelten Zeitschriftenwerber bei Vampiren? Oder war es nur die gute Elisabeth, die vor der Tür stand, weil sie ihren Schlüssel vergessen hatte?

Oder der Fürst der Vampire, der auf der Durchreise seine Untertanen abflog, um sie zu kontrollieren?

Mach keine blöden Witze!

Vielleicht sollte er das Klingeln besser ignorieren.

Vielleicht ...

Er blieb untätig auf seinem Bett sitzen, nackt, der Pimmel ganz klein vor Angst, als sich das Klingeln wiederholte.

Egal, dachte er.

Langsam erhob er sich.

Noch langsamer ging er zur Tür, um zu
öffnen.

Karla stand vor dem alten Haus und drückte den Klingelknopf. Sie wog ihr langes Messer in der Hand. Es fühlte sich gut zwischen ihren kurzen Fingern an.

So ein Messer in der Hand strahlte irgendwie Sicherheit aus, dachte sie. Wahrscheinlich, weil sich andere Menschen *etwas* unsicher fühlen, wenn man ihnen eine scharfe, spitze Klinge unter die Nase hält.

Oder nennt man das Macht?
Sie kicherte.

Sie kicherte noch mehr, als sie sich vorstellte, wie sie einem tatterigen alten

Opa auf dem Weg zum Friedhof ihr Messer an den faltigen Hals drückte. Würde sie natürlich nie tun. Und wenn, dann nur zum Spaß. Sie war ja kein Unmensch.

Bin doch nicht verrückt, dachte sie, und kicherte wieder. Bin bloß nervös. Ein ängstliches kleines Mädchen, das ihren Prinzen befreien will, bin ich. Wie in einem alten Märchen, nur dass es da meist umgekehrt war. Waren eben andere Zeiten ohne Gleichberechtigung und Frauenbewegung. Damals durften Frauen ja fast gar nichts. Durften nicht wählen, ohne Einwilligung des Ehemanns nicht arbeiten und eben auch keine Prinzen befreien. Hatte sich zum Glück alles geändert. Heute dürfen

Frauen so gut wie alles: Im Krieg an die vorderste Front, sich in Käfigkämpfen blutig prügeln, Prinzen befreien. Der Fortschritt ist nicht aufzuhalten.

Sie warf einen Blick zum Kellerfenster, das ein schmales Rechteck knapp über dem Boden war, mehr eine langgezogene Luke denn ein Fenster. Als sie das letzte Mal hier gewesen war, hatte sie ein schreckliches Gebrüll gehört, das aus dem Keller aufgeklungen war. Sie hatte an der Tür gestanden und Sturm geklingelt, und plötzlich fing dieses Gebrüll an. Es klang nach grausamer Wut, nach Wahnsinn, Verzweiflung und Raserei. Und es klang nach jemandem, der töten,

der zerstören wollte, was immer ihm in die Finger käme. Das hatte sie gespürt. Das *wusste* sie, denn sie selber kannte dieses Gefühl, anderen Verletzungen zufügen zu wollen, wenn sie schlecht aufgelegt, wenn sie *angepisst* war. Nur dass es bei ihr noch Fantasien geblieben waren und der Wahnsinnige im Kellerloch, auch das spürte sie, seine *Fantasien* schon hunderte Male ausgelebt haben musste.

Sie schämte sich dafür, dass sie geflüchtet war wie ein ängstliches kleines Mädchen und ihren Ulli total vergessen hatte. Sie durfte Ulli doch nicht vergessen. Ulli brauchte sie jetzt mehr denn je, er brauchte eine Frau, die für ihn kämpfte und ihn beschützte. Vor

allem wenn sich in diesem Haus neben der alten Hexe auch noch ein Monstermann im Keller aufhalten sollte.

Monstermann, so nannte sie den Verursacher des Gebrülls im Keller.

Aber es gibt keine Monster, oder?, dachte sie, es gibt bloß Menschen und alte Hexen, die wiederum bloß Menschen sind.

Und heute gab es kein Gebrüll.

Es war still, viel zu still. Wie auf dem Friedhof – allein in Gesellschaft der Toten.

Sie klingelte abermals und presste dann ein Ohr gegen das Türblatt. Hörte Schritte hinter der Tür. Knarrende Dielen. Brummendes Gemurmel, vor

dem sie nicht wusste, dass es sich um ein Selbstgespräch handelte.

Vorsichtshalber machte sie einen Schritt zurück.

Sie atmete tief durch.

Die Tür öffnete sich.

Zögerlich ...

Zögerlich war natürlich nicht die Tür, sondern die Person dahinter. Oder einfach nur ein Lahmarsch, der auf seinen Wegen im Leben nie wirklich vorankommen würde.

Oder der Monstermann!

Sie umfasste das Heft des Messers fester, so fest, dass es schmerhaft in ihr Fleisch drückte.

Und lockerte ihren Griff sofort als nicht der Monstermann, sondern ein junger

Mann mit freiem Oberkörper sich ihren Blicken darbot. Wie sie mit einer leichten Neigung ihres Kopfes feststellte, bot er ihren Blicken als Bonus auch gleich noch seinen freien Unterkörper zur näheren Betrachtung an.

Genauer gesagt: Er war vollkommen nackt!

Sie hob unwillkürlich die Augenbrauen.

Sie hatte eigentlich gleich zur Sache kommen wollen, wenn sich die Tür öffnete. Wenn sie jetzt nicht so perplex gewesen wäre, hätte sie ihr Messer genommen und es dem jeweiligen Türöffner an die Kehle gedrückt und „Wo ist der Ulli?“ oder „Wo ist mein

Ulli?“ gerufen. In der vergangenen Nacht hatte sie alles akribisch durchgeplant und bereits mehreren imaginären Türöffnern eine Schnittwunde am Hals zugefügt. In ihrer Fantasie war alles furchtbar schnell abgelaufen. Sämtliche Gegner wurden, als ihre Fantasie irgendwann überfloss, in einem grausamen Gemetzel von ihr abgeschlachtet. Einen Berg von Leichen mit abgeschnittenen Extremitäten und hinabkullernden Köpfen als Abschlussbild vor Augen, war sie dann irgendwann selig eingeschlummert. Hatte richtig schön schlafen können bis zum Morgengrauen.

Statt die visuell erprobte Messernummer abzuziehen, sagte sie

jetzt „Guten Tag!“ und warf noch mal einen Blick nach unten aufs Vorgehänge.

Niedlich, dachte sie.

Der nackte Mann hielt merkwürdigerweise eine Geldbörse in der Hand.

Er wirkte verwirrt.

Hatte er den Pizzaboten erwartet?

Nackt?

„Wer sind Sie?“

Fragte sie ihn, nicht er sie.

Der Exhibitionist musterte sie argwöhnisch.

„Wer bist du denn?“, hielt er dagegen.

Karlas Messer funkelte im Sonnenlicht, was ihm nicht entgangen sein konnte.

„Das geht dich gar nichts an, wer ich

bin. Ich will nur in dieses scheiß Haus, um den Ulli zu befreien.“

Als der Name Ulli fiel, zuckte der Mann kurz mit den Augenlidern. Das hatte sie gesehen!

Der wusste was, der Arsch!

„Du kennst den Ulli, nicht wahr? Sei ehrlich!“

Er schüttelte den Kopf. Viel zu schnell, fand sie.

„Nein, ich kenne keinen Ulli!“ Er drehte die Hand mit der Geldbörse, bis sein Handrücken nach vorn zeigte und die Geldbörse dahinter beinahe verschwand.

„Kennst auch keine alte Hexe, die hier wohnt, was? Und einen brüllenden Monstermann im Keller kennst du

wahrscheinlich auch nicht? Kennst wahrscheinlich gar keinen auf dieser Welt außer deinen kleinen Pimmelmann!“ Monstermann hatte sie gar nicht sagen wollen, aber das Wort hatte sich ihr gedanklich schon so eingebrennt.

„Einen Monstermann und eine alte Hexe gibt es hier nicht. Nur die Gräfin, Elisabeth und mich.“

Die blödsinnige Laberei führte doch zu nichts! Die Menschen laberten immer endlos lang über jeden Mist und Dreck und Scheiß. Über jeden Furz laberten sie ganze Lexikabände. Ehe sie ein Paket packten, redeten sie erst mal 'ne Stunde darüber, wie man am besten ein Paket

packen kann. Nicht mit ihr! Sie packte jetzt ihr Paket! Sie griff an!

Der Mann schrie auf, als sie ihm die Klinge ihres Messers gegen den Bauch drückte. „Rein mit dir!“ In der Diele versuchte sie sich zunächst einen Überblick zu verschaffen. Es war ziemlich duster.

„Gibt es hier kein Licht?“

„In der Diele?“, fragte er. „Weiß ich nicht.“

„Bist 'n richtiger Doofarsch, was? Was weißt du denn eigentlich?“

Er sagte darauf nichts.

„Wo ist der Keller?“

„Hier um die Ecke“, entgegnete er, „ich an deiner Stelle würde aber nicht in den Keller gehen.“

„Weil du von dem Monstermann weißt? Sag mir besser gleich, wer da unten ist. Der Monstermann und Ulli? Und wer noch?“, fragte sie und fügte in noch schärferem Tonfall hinzu: „Wenn Ulli etwas zugestoßen ist, schneide ich dir die Kehle durch! Das ist dir hoffentlich klar. Ich kenne keine Skrupel. Mitleid mit Ärschen wie dir habe ich ohnehin nicht.“

Karla horchte an der Kellertür. „Mach mal die verdammte Haustür zu, Doofarsch!“

„Ich heiße Franz.“

Sie lachte. „Und ich bin Karla die Killerin.“

Im Schloss der Kellertür steckte ein

Schlüssel. Sie musste ihn nicht mal herumdrehen. „So, und jetzt komm her, Doofarsch Franz. Du gehst vor.“

„Und wenn ich mich weigere?“

Das Messer fuhr blitzschnell an Franz' Kehle. Er ließ die Geldbörse fallen, um nach ihrem Arm zu greifen, um sich zu verteidigen. Er war viel zu langsam. Sie zog das Messer zurück und hinterließ einen Schnitt an seinem Hals.

„Bist du nicht ganz dicht, oder was?“, schrie er sie an.

Sie kicherte. „Tritt mal einen Schritt zurück, Doofarsch Franz.“ Sie bückte sich, hob die Geldbörse auf und warf einen Blick in den Keller. An einer Seite fand sie den Lichtschalter. Sie drückte ihn und wartete, bis das Licht anging. Es

flackerte eine Weile, ehe es die Kellertreppe ausleuchtete.

Karla schaute in das Portemonnaie, ihr Messer hielt sie dabei nach unten mit drei Fingern ihrer linken Hand. Mit Daumen und Zeigefinger fischte sie nach dem Personalausweis. Sie hob das scheckkartengroße Plastikstück in die Höhe. Scheiß kleine Schrift, dachte sie. Sie hielt es dichter an die Augen und trat ein Stück in den Keller, mit einem Fuß auf der obersten Treppenstufe.

„Ulrich Hüssing“, las sie leise für sich. Ihr kleines Herz fing plötzlich wie wild an zu pochen.

Sie fuhr herum. „WO IST DER ULL DOOFARSCH?“

Statt einer Antwort versetzte *Doofarsch* Franz ihr einen derben Stoß. Karla kreischte auf. Als sie versuchte, irgendwo Halt zu finden, entglitten ihr Ullis Portemonnaie und das Messer. Sie ruderte mit den Armen durch die Luft, griff ins Leere, schrie „Mist!, Mist!, Mist!“ und kippte nach hinten. Sie hörte ein dumpfes Geräusch, als sie mit rückwärtig hinabfallendem Arsch auf eine Holzstufe knallte. Und rutschte weiter, weiter, weiter. Mindestens vier Stufen, vielleicht sechs Stufen weiter. Sie sah das Licht flackern. Doofarsch Franz hatte das Licht ausgeschaltet. Es würde noch eine Weile flackern, bis es ganz ausging. Was zwingend danach

kommen musste, konnte sie sich denken.

„NEIN!“, schrie sie nach oben
„SPERR MICH NICHT IM KELLI
EIN, FRANZ!“

Da war die Tür schon zugefallen.

Sie hörte den metallischen Klang eines
sich im Schloss drehenden Schlüssels.

Dann wurde es dunkel um sie.

Und die Angst schlich sich kalt in ihr
Herz.

Oben in dem Raum mit dem Gerümpel fand Franz einen alten Fernseher, den er in sein Schlafzimmer trug. Sowohl im Wohnzimmer als auch in seinem Schlafzimmer gab es einen TV-Anschluss. Sogar Telefonanschlüsse, an denen Router hingen, gab es in beiden Räumen. Sah so aus, als ob der Vorbesitzer das Haus zwar zerfallen ließ, aber wenigstens für seine Unterhaltung gesorgt hatte.

Franz stellte unten die Sender ein und war, nachdem der Schnee sich zu einem vage erkennbaren Bild verdichtete, ein wenig enttäuscht, als sich herausstellte,

dass es sich um einen Schwarzweißfernseher handelte. Einen Schwarzweißfernseher hätte er allenfalls noch in einem Museum erwartet, das sich mit der Bronzezeit beschäftigte.

Was lief denn heute im Fernsehen? Vielleicht ein schöner Vampirstreifen? Er musste lachen.

Kann durchaus sein, dass ich in diesem Haus irre werde. Oder dass ich schon irre bin. Wer an meiner Stelle, in meiner Situation, würde sich schon Sorgen um seine mediale Unterhaltung machen? Doch nur ein Irrer! Ein Irrer wie ich.

Oder ist das gar nicht so irre? Ist Eskapismus normal, wenn man sich in einer unterschwellig bedrohlichen Lage befindet? Und ist es normal, wenn man

sich zur Befriedigung dieses Eskapismus ein Medium aussucht, wofür keine große Konzentration erforderlich ist? Etwas, das man dem Wortsinn nach an sich vorbeiflimmern lassen kann wie Landschaften in einem fahrenden Zug?

Er grübelte nachfolgend eine Weile über seine Formulierung *unterschwellig bedrohlich Lage*. War seine Lage denn nur *unterschwellig* bedrohlich? Konnte er dieses *unterschwellig* nicht einfach weglassen? Wie würde ein Außenstehender seine Lage deuten?

Och, Franz, gut, dass du fragst. Ich als Außenstehender seh das so: Du bist in der Gewalt einer Vampirgräfin, die dich bisher zweimal gebissen und dir

*einmal ein Handgelenk ausgerenkt hat
(und mindestens einmal ist dir einer
abgegangen, während sie ihre Zähne in
deinen Hals bohrte, du alte Sau!) ...*

*[Bist du übrigens sicher, dass
wirklich nichts gebrochen ist? Tut doch
immer noch schweinewehe, dein
Handgelenk, oder?]*

*... und außerdem hält sich in diesem
Haus eine Psychopathin auf, die du –
Applaus!, Applaus!, Applaus! –
erfolgreich die Kellertreppe
runtergeschubst hast. Hast die Tür
zwar fein abgeschlossen, aber wer sagt
dir denn, dass es damit erledigt ist?
Kann doch sein, dass die im Keller ein
Brecheisen, 'ne Axt, was weiß ich was
findet. Ich sag dir, die kann jeden*

Moment wieder auf der Matte stehen, Franz, die kann jeden Moment die Tür aufbrechen oder das Türblatt in Stücke hauen. Und dann? Was wird dann aus dir, wenn sie kommt, um dich in Stücke zu hauen? Hast du für diesen Fall vorgesorgt? Haste wieder nicht, oder?

Also, ich würde mal behaupten, dass die Gefahr, in der du schwebst, nicht unterschwellig bedrohlich ist, sondern extrem beschissen gefährlich voll Scheiße bedrohlich! Verstehst du, was ich sagen will, Franz? Du bist voll im Arsch, Alter!

Ja, der Außenstehende, die zweite Stimme in seinem Kopf, hatte sicher recht. Diese Karla war tatsächlich eine

nicht zu unterschätzende Bedrohung. Bei der Gräfin jedoch wechselte seine Einschätzung zum Teil minütlich. Mit ihr verband ihn etwas. Das fühlte er. Denn die Voraussage der Gräfin nach seiner peinlichen Liebeserklärung hatte sich nicht ganz erfüllt. Er hatte zwar einen gescheiterten Fluchtversuch hinter sich – und dass er versuchen würde zu fliehen, war ja Teil ihrer Voraussage gewesen –, doch hegte er keinen Hass gegen sie und ebenso wenig wollte er sie töten. (Gut, einmal wollte er, aber da hatte er sie noch nicht *richtig* geliebt.) Dass seine Liebe eine Illusion war, damit mochte sie recht haben, aber war Liebe denn nicht immer eine Illusion?

Zurzeit war seine Liebe zu ihr auf

einem niedrigen Stand, doch das lag womöglich an ihrer Abwesenheit, an ihrer fehlenden Präsenz. Heute Nacht, da war er sich sicher, würde er sie wieder lieben, lieben und fürchten. Ja, man konnte sie nicht lieben, ohne sie zu fürchten. Das eine schien das andere zu bedingen.

Es war ihm leider kaum möglich, diesen Punkt verständlicher zu erläutern, es war ihm selber unerklärlich, wie so vieles, was in seinem Kopf herumschwirrte.

„Schau mal, Elisabeth“, sagte er zu der Haushaltshilfe, „Fernsehen! Willst du auch fernsehen?“

Elisabeth verstand wieder kein Wort.

Sie war im Zimmer, um sein Bett zu machen, hatte in einer unverständlichen Sprache geschimpft, weil er das Laken abgezogen und als unordentliches Knäuel davor auf den Teppich geworfen hatte, und alles wieder in die rechte Ordnung gebracht. Als er den Ton aufdrehte und ein Nachrichtensprecher mit sonorer Stimme über Eurokrise und Rettungsschirm palaverte, setzte sie sich aufs Bett und starrte fasziniert auf den Bildschirm. Wo kam Elisabeth eigentlich her?

Von ihr würde er es sicher nicht erfahren.

Vorhin, bei ihrer Rückkehr vom Einkaufen, hatte Franz Elisabeth darauf aufmerksam machen wollen, dass

jemand im Keller war. Sie hatte prüfend die Türklinke heruntergedrückt, festgestellt, dass abgeschlossen war, und den Schlüssel zurückgedreht. „Abschließen nein!“, hatte sie gesagt und ihm mit dem Zeigefinger gedroht.

Einmal, kurz nachdem er die verrückte Psycho-Tante die Treppe hinuntergestoßen hatte, war er allein an der Kellertür gewesen, hatte aufgeschlossen, Licht angemacht und nach unten gestarrt. Das Licht leuchtete lediglich bis unten zum Treppenaufgang. Von der Psycho-Tante keine Spur. Hätte er nachsehen sollen?

Ja, er hätte es tun können. Er hätte hinunter gehen können und sich der

Gefahr (den Gefahren?) ausliefern können. Doch warum? Nur um nach einer Verrückten zu schauen? Seiner Meinung nach gab es genug Verrückte auf dieser Welt, und wenn man sie alle in einen Keller sperrte, wäre die Welt besser dran und – nebenbei bemerkt – der Keller gerammelt voll, selbst wenn er sich bis zur Erdmitte erstrecken sollte.

Er hatte dann die Kellertür wieder abgeschlossen, Karlas Messer und Ullis Portemonnaie aufgeklaubt und war ins Schlafzimmer zurückgekehrt.

„Schau mal, Elisabeth!“, sagte er jetzt.

Elisabeth starrte gebannt auf das Fernsehbild, sagte „Häh?“ und wandte sich ihm unwillig zu. Er hielt ihr das

Portemonnaie hin.

„Du kennen einen Ulrich Hussian Elisabeth? Er hier geschlafen?“ Er zeigte auf das Bett, auf dem sie beide einträchtig saßen, er wie immer nackt, sie züchtig angezogen.

„Ulli?“, fragte sie.

Er nickte begeistert.

„Ulli Keller Mircea“, sagte sie.

Mircea? Wer oder was war Mircea?

„Ulli im Keller?“, fragte er nach.

„Ulli Keller Mircea“, sagte sie abermals.

Ihm kam eine Idee. „Heißt die Gräfin Mircea?“

Darauf sagte sie nichts.

„Schläft die Gräfin im Keller?“

Sie machte eine abwehrende Handbewegung. „Ich nicht wissen“, sagte sie, erhob sich in plötzlicher Eile und ließ ihn grübelnd zurück.

Im Fernsehen lief der Wetterbericht, ein Sturmtief wurde angekündigt, danach kam Werbung. Der Fernseher mit all seinen tröstlichen Stimmen lief noch eine ganze Weile.

Mircea, dachte Franz währenddessen, nur die Gräfin wird dir sagen können, wer Mircea ist.

Bernstein zeigte Bilder rum. Er hatte dem Fernfahrer an der Bar einen ausgegeben, dem Barkeeper aus seinem Repertoire dreckiger Witze eine besonders dreckige Auswahl präsentiert, und nun starrten sie alle drei – schon per Du – auf die Fotos.

„Noch nicht viel Betrieb heute, wa“, sagte der Privatdetektiv und machte eine Handbewegung zu den leeren Tischen hin.

„Das läuft sich noch zusammen.“ Jochen der Barkeeper wischte mit einem verdreckten Geschirrtuch vor Bernstein und Harry über die Theke. „So“, sagte er

zu Bernstein, „kannst die Bilder da ablegen. Is sauber. Wenn du die so schief in die Luft hältst, sieht man ja nichts.“

„Hab die alle schon erkannt“, behauptete Harry, hängte sich aber dennoch mit seinem Bier über die Bilder. Ein Tropfen perlte vom Glas ab und fiel Ulrich Hussing aufs Auge.

„Den auch?“, fragte der Privatdetektiv und deutete auf das Foto von Holger Küster. „Der wurde nämlich in natura schon seit Jahren nicht mehr gesehen, war aber ein fleißiger Facebook-Tipper und Freunde-Sammler.“

„Den auch“, bestätigte Harry.

Jochen nickte. „Ja, an die Trantüte erinnere ich mich. Dem ist ja fast schon

einer abgegangen, als die Alte ihn nur angesprochen hat.“

Harry verschluckte sich an seinem Bier und prustete hinein. Es folgte eine Mischung aus Husten und ersticktem Lachen und endete mit feuerroter Birne. Als er sich wieder gefangen hatte, sagte er: „Hast ja recht, hast ja recht. Dem platzte beinahe die Hose vor Geilheit. Nur würd ich jetzt nicht sagen, dass sie irgendeinen von denen *angesprochen* hat.“

Er erntete einen fragenden Blick von Bernstein.

„War eher wie beim Militär mit Befehl und Gehorsam“, führte der Fernfahrer aus, „kam auf ihren geschmeidigen

Füßen an die Theke und ...“

„Nee, Harry“, unterbrach ihn Jochen.
„der Küster saß als einziger nicht an der Theke, sondern an 'nem Fenstertisch.“
Er deutete auf einen der beiden Tische an den Fenstern. „Was sie zu dem gesagt hat, haben wir gar nicht mitbekommen.“

„Wird aber auch nichts anderes gewesen sein als bei den anderen.“

„Und was hat sie zu den anderen gesagt?“, fragte Bernstein.

„‘Du kommst jetzt mit mir!‘, hat sie im Befehlston gesagt. Wie so'n Spieß auf dem Kasernenhof. Oder wie 'ne erbarmungslose Domina, die die Peitsche schwingt.“

Statt einer Peitsche schwang die Tür auf. Jochen grüßte den eintretenden Gast

mit Namen. „Ein Bier vom Fass, wie immer?“ Der Gast bejahte und setzte sich in die hinterste Ecke.

„Gab aber noch einen Vierten, den sie mitgenommen hat, oder?“, fragte Bernstein. „Von dem hab ich leider kein Foto.“

„Ja, der war vor ein paar Tagen hier, der auf den Fotos fehlt“, sagte Harry, „der hatte richtig fies Muffensausen vor dem Biest, wenn de mich fragst. Na ja, nach dem Tumult hätte ich das auch gehabt. Die Alte ist ja dermaßen brutal.“

„Was denn für ein Tumult?“

Harry erzählte von dem Zwischenfall mit dem Tätowierten, der die Frau blöde angemacht hatte. „Wie die den lang

gemacht hat, hättest sehen müssen. Ich hab überhaupt noch nie jemanden gesehen, der sich so schnell bewegen kann, nicht mal in einem *Martschäl*, äh ... nicht mal in einem Kung-Fu-Film. Die war schneller als Bruce ... Bruce wie heißt der noch?“

Bernstein wusste, welcher Bruce gemeint war, fühlte sich aber nicht bemüßigt, Harry über seine Wissenslücke hinwegzuhelfen.

Ich sollte bei meinen künftigen Observierungen besser eine Schusswaffe tragen, dachte er.

„Was ist aus dem Tätowierten geworden?“

„Na, was soll aus dem geworden sein, Mathilde hat ihn zur Notaufnahme ins

Krankenhaus gefahren. Der wollte unbedingt in die Notaufnahme, der Jammerbeutel. War aber gar nicht so schlimm. Der verwirzte Typ hatte bloß Angst um sein einst volles Haupthaar. Hehehe!“, lachte Harry. „Mit lückenlos vollem Haupthaar ist es bei dem nu vorbei, schätze ich. Die hat ihm mit der Kopfhaut gleich noch die Haarwurzeln mit rausgerissen. Wird er aber nich von sterben. Tja, die Typen, die auf Rocker machen, sind doch eigentlich die größten Weicheier. Kaum zieht denen 'ne Frau bisschen inne Haare, flennen se gleich und würden am liebsten zu Mutti laufen, wenn die nich schon seit Jahren auf dem Friedhof liegen würd.“

Bernstein schlürfte an seinem Bier wie an einem Milchshake. Er war nachdenklich geworden. „Ist euch sonst noch irgend etwas Merkwürdiges aufgefallen an der Frau?“

Der Barkeeper spülte ein Bierglas ab und schüttelte den Kopf. Harry dagegen wiegte seinen breiten Schädel. „Abgesehen von ihrem Geschnüffel an den Leuten ist nur eines irgendwie seltsam.“ Er kratzte sich am Kinn.

„Ja?“, fragte Bernstein.

„Immer, wenn sie in der Bar auftauchte, war grad noch Vollmond.“

„War grad noch Vollmond?“, wiederholte der Privatdetektiv mit dem Tonfall eines Mannes, der nichts begriff.

„War Mond beim Abnehmen“, berichtigte sich Harry, „weißt du, was ich sagen will?“

„Abnehmender Mond?“

„Ja“, sagte Harry, „war grad Vollmond vorbei. Aber ob das nu von Belang ist, weiß ich nicht.“

„Alles ist von Belang“, behauptete Bernstein. Er trank sein Bier aus, klopfte auf die Theke und Harry auf die Schulter und legte ein paar Scheinchen vor Jochen hin. „Stimmt so“, sagte er und: „Dank euch, Jungs!“

Er schnappte sich seinen Mantel und verschwand durch die Tür in die Dunkelheit.

Franz lag im Bett und sah fern, sah *schwarzweiß*. Je später es wurde, desto nervöser wurde er. Kurz vor Mitternacht konnte er sich auf den Film, es handelte sich um einen alten Western mit John Wayne, kaum noch konzentrieren. Dann *wurde* es Mitternacht. Die Gräfin musste jeden Moment ...

Moment!

Ein Schatten fiel auf ihn, als eine Gestalt auf allen Vieren über die Matratze krabbelte und an ihn heranrückte. Die Gestalt biss zärtlich in seine Wange und legte eine Hand besitzergreifend auf seine Brust.

Dass sie ihn immer so erschrecken musste!

„Mein lieber Franz“, sagte die Gräfin zur Begrüßung und schmiegte sich an ihn.

Was war denn heute mit ihr los?

Sie war nackt wie er. Und ihre Hände waren nicht kalt. Ihr Leib war nicht kalt. Sie war warm, beinahe fiebrig heiß. Sie wirkte auf ihn wie besoffen.

„Wo kommst du her?“, fragte Franz.
„Wo schlafst du?“ Er war ziemlich verdattert. Andernfalls hätte er sich wahrscheinlich nicht getraut, zwei recht forsch gestellte Fragen an sie zu richten. Es war ein Zeichen seines Schrecks, dass er so reagiert hatte.

Ängstlich wartete er auf ihre Reaktion.

„Heute Nacht schlafe ich bei dir“, erwiderte die Gräfin mit honigsüßer Stimme. (Nur nicht von ihr täuschen lassen!). „Freut dich das, oder fürchtest du dich, wenn ich die Nacht mit dir verbringe? Entfache ich Ekel oder Verlangen bei dir? Sei ehrlich, mein lieber Franz. Zu mir kannst du immer ehrlich sein. Ich bin eine strenge, aber gerechte Gräfin.“

Jaja, dachte er, aber wenn ich dir eine Antwort gebe, die dir nicht behagt, reißt du mir die Eingeweide aus dem Leib. Oder renkst mir wenigstens ein Handgelenk aus. Würde mir lieber in Ruhe diesen Film anschauen, als mir

Sorgen um meine körperliche Unversehrtheit machen zu müssen. Also zapf mir die paar Tropfen Blut ab, die du brauchst, und verzieh dich aus meinem Zimmer!

Sag das doch mal laut, Franz, du kleiner Feigling! Und sag, warum sprichst du von deinem Zimmer, wenn auch bloß in deinen Gedanken – fühlst du dich schon heimisch im Haus einer Vampirin?

Er suchte nach einer unverfänglichen Entgegnung auf die Frage der Gräfin und fand eine unverfängliche Gegenfrage, die nichts beantwortete: „Bist du von sehr altem Adel?“

Ihre Hand wanderte über seinen Arm „Ja“, sagte sie, „sehr alter angesehener

Adel, rumänischer Adel.“

„Vom Drachenorden? Bist du eine Dracul?“ Er hatte da mal was gelesen, in einem Geschichtsbuch. „Dracul heißt doch Drache, nicht wahr, und im Rumänischen heißt es Teufel.“

Ihr ihm schon vertrautes dunkles Lachen klang in seinen Ohren.

„Mir scheint, du liest zu viele schlechte Romane, mein lieber Franz.“ Sie warf einen Blick zum Fernseher. „Und widmest zu viel deiner so kostbaren wie endlichen Lebenszeit dieser ... dieser neuartigen und entbehrlichen kleinen Erfindung.“

Neuartige Erfindung?

„Schaust du dir nie Filme an?“

„Filme erregen mich nicht. Sie sind zweidimensional. Keine Menschen aus Fleisch und ... und BLUT! Wenn du einen wahrhaften Genuss erleben willst, dann gehe ins Theater. Auf der Bühne stehen niemals tote Menschen!“

Eine Weile herrschte Schweigen, dann sagte sie unvermittelt:

„Ich habe im Keller ein kleines verängstigtes Mädchen gefunden.“

Karla hatte er längst vergessen oder verdrängt. Vielleicht sollte er sich demnächst aufschreiben, was es mit der Gräfin Wichtiges zu besprechen gab. Die wichtigsten Ereignisse des Tages, über die es zu referieren galt nach einem langen Tag. Er musste ein blödes

Kichern unterdrücken, das ihm in der Kehle saß.

„Ja“, sagte er, „sie ist heute in unser Haus eingedrungen.“ In *unser* Haus? „Sie hatte ein Messer.“ Das Messer und das Portemonnaie hat sie fallen lassen, dachte er. Das Portemonnaie! Ulrich Hussing! „Ich habe sie die Kellertreppe runtergestoßen.“

Die Gräfin küsste ihn auf die Stirn. „Das hast du gut gemacht, mein lieber Franz. Ich glaube, ich habe dich unterschätzt. Du bist mein erster ...“ Sklave? Leibeigener? erstes Opfer? meine erste Beute? „Mein erster Mensch, den ich wahrlich liebgewonnen habe.“

Er traute sich kaum nachzufragen:

„Was hast du mit der Frau gemacht, Gräfin?“

„Ich habe sie im Keller an die Wand gekettet.“

Mit Anketten hatte sie es irgendwie.

Die Gräfin legte eine Hand in sein Haar und spielte mit einzelnen Strähnen. Franz fühlte sich unvermittelt an die Szene in der Bar erinnert, hörte abermals den grellen Schrei des Mannes, der ihr etwas Unflätiges nachgerufen hatte und dafür büßen musste. Als sie an einem Büschel zog, krampfte sich alles in ihm zusammen. Ob sie es wahrnahm und gerade deshalb ihre Hand in seinem Haar ruhen ließ? Aus reiner Bosheit?

„Es wird sich einiges ändern in diesem Haus, Franz“, sagte sie gefährlich leise, „Elisabeth wird uns morgen verlassen. Dann sind wir beide ganz auf uns allein gestellt. Wie findest du das? Wir zwei allein ...“

„Oh“, sagte er und dachte: Hat sie gekündigt? Hat sie etwas Besseres gefunden? Fegt sie nun für Satan den Schwefel aus der Hölle?

„Sie muss zurück nach Rumänien. Ich werde dir daher ab morgen einen Teil ihrer Aufgaben übertragen. Den verbleibenden Aufgaben werde ich mich persönlich widmen.“

Soll ich ab morgen das Haus durchsaugen? Auch keine schlechte

Karriere: Büromensch wird als Quereinsteiger Putzfrau einer Vampirgräfin.

„Wird auch der Keller in meinen Aufgabenbereich fallen?“, fragte er.
„Soll ich mich um die Frau kümmern, ihr Wasser und was zu essen bringen?“

Ein heftiger Ruck an seinem Haar.

„Gehe nicht in den Keller, hörst du?“
„Warum nicht?“

Der Spruch, der folgte, hätte auch von seinem Vater stammen können: „Weil ich es dir sage, Franz!“

„Aber warum erst jetzt? Die Kellertür war nie verschlossen. Ich hätte ...“

Sie unterbrach ihn. „Nein, Elisabeth hätte dich zurechtgewiesen und zurück nach oben geschickt.“

Wie denn, mit ihren Sprachkenntnissen?, dachte er. Das soll mir mal einer verraten.

„Schläft Elisabeth im Keller?“

Die Gräfin antwortete nicht.

„Schläfst du im Keller, Gräfin?“

Sie drehte seinen Kopf vom Fernseher weg in ihre Richtung. Ihm blieb nichts anderes übrig, als in ihre Augen zu schauen, böse funkelnnde Augen. „Du stellst zu viele Fragen für einen Mann des niedrigsten Standes, Franz. Du hast dein Haupt zu beugen, wenn du einer Dame von Adel begegnest, hast du mich verstanden?“ Die nackte Dame von Adel, die, aufgestützt auf einen Ellbogen, scheinbar entspannt dicht

neben ihm lag, beugte sein Haupt. Sein Versuch, sich dagegen zu sträuben, scheiterte jämmerlich. „Enthalte dich von nun an der Fragerei, und ich werde dir zur Belohnung ein wenig Lust verschaffen.“

„Willst du etwa mit mir schla...?“

Die Gräfin zog sein *gebeugtes Haupt* wieder ein Stück hoch. „Hör auf zu fragen! Du weißt doch, dass ich kein Mensch mehr bin, schon lange nicht mehr. Warum also sollte ich mit einem Menschen dem Beischlaf frönen? Was soll mich daran erregen? Weißt du, was mich erregt, mein lieber Franz? Dein Blut erregt mich! Deine Angst und deine wimmernde Begierde erregen mich! In deiner Angst und deiner Begierde fließt

dein Blut so köstlich heiß durch deine Adern, dass ich kaum an mich halten kann, verstehst du? Also, wenn es dir beliebt, darfst du meinen Leib berühren und dich daran *delektieren*.“

Wie war das jetzt zu verstehen?, fragte sich Franz. Er verstand es nicht. Er wollte nichts Falsches tun, die Gräfin nicht zornig machen. Und weil er sie nicht zornig machen wollte, weil er ihren Zorn fürchtete, hielt er sich mit weiteren Fragen zurück.

Doch was immer sie unter *delektieren* verstand und wie weit sie die Grenze zog, in ihm war mittlerweile jede Erregung versiegt. Sein Glied hing an ihm wie ein schlaffer Schlauch – oder

eher wie ein sehr kurzes Stück, das man von einem schlaffen Schlauch abgeschnitten hatte.

„Möchtest du meinen Leib mit einem Duftöl einreiben?“ Sie legte sich neben ihn auf den Rücken und die Arme eng an ihren Körper. Franz atmete auf, weil ihre Hand nun nicht mehr in seinem Haar war.

„Das Öl ist in dem kleinen Nachttisch.“

In dem Nachttisch gab es bloß eine Schublade. Er zog sie auf und fand das Duftöl neben zwei, drei Kugelschreibern und einem Notizblock. Er nahm es heraus.

„Du kannst dich auf meine Oberschenkel setzen, Franz. Tust du das?“

Franz öffnete den Verschluss und ließ ein wenig Öl auf seinen Handteller tröpfeln. Dann stellte er die Flasche auf dem Nachttisch ab und verrieb das glibberige Zeug in seinen Händen. Noch am Bett kniend, begann er damit, seine Handflächen über den flachen Bauch der Vampirin gleiten zu lassen.

„Ich habe dir gesagt, du *sollst* dich auf meine Oberschenkel setzen, Franz!“, fauchte die ihn an. „Hörst du denn nie zu, wenn ich mit dir rede?“

Nein, „du sollst“ hatte sie nicht gesagt, aber sich auf Diskussionen mit ihr einzulassen, blieb wohl ein heikles Unterfangen, dem er sich nicht aussetzen mochte.

Gehorsam stieg er zurück aufs Bett und setzte sich auf ihre Oberschenkel.

„Dein Körper ist heute gar nicht ... kalt“, sagte er.

„Und, was glaubst du, woran dies liegt?“

„Ich weiß nicht.“

„Willst du es wissen?“, fragte sie ihn.

Er nickte. „Natürlich. Wenn du es mir sagen möchtest.“

„Ich werde dich ohnehin näher ins Vertrauen ziehen müssen“, sagte die Gräfin und schaute zu ihm hoch: „Mach jetzt endlich weiter!“

Franz‘ Hände zitterten leicht, als er das Öl auf ihrem Oberkörper verteilte und schließlich mit den Fingerkuppen gegen

ihre Brüste stieß.

Zitterten seine Hände jetzt aus Angst oder ...

Sein idiotischer Penis sagte schon wieder *Hello!*. Dass er das verdammte Scheißding nie unter Kontrolle halten konnte!

Wenn sie dich beißt, wirst du sie wieder zu lieben glauben, du kleine, triebgesteuerte Ratte!

„Vergangene Nacht war ich auf der Jagd“, sprach die Gräfin in seine umgekehrten Erektionsprobleme hinein.
„Ich habe meinen Durst gestillt. Ich habe gesoffen, bis ich voll war von dem Blut eines nutzlosen kleinen Mannes.“

„Stillst du deinen ... deinen Durst nicht schon an mir?“, fragte Franz.

„Nein, mein lieber Franz“, entgegnete sie, „an dir nippe ich lediglich wie an einem kostbaren Wein.“

Seine Hände glitten sanft massierend über ihre Brüste. Er hatte Schweißperlen auf der Stirn. „Bin ich denn kostbar?“

Sie lachte leise. „O ja, du bist kostbar – wenn du wüsstest, wie kostbar du doch für mich bist! Zumindest dein Blut.“

„Und abgesehen von meinem Blut bin ich nutzlos für dich?“

Sie sagte eine Weile nichts.

Dann: „Abgesehen von deinem Blut bist du ein Mensch wie jeder andere. Einer von Milliarden, einer von vielen,

die ihr Leben irgendwie herumbringen und ihre kurze Zeit auf Erden mit allerlei Nichtigkeiten vergeuden.“

„Und ...“

„Sei endlich still!“, herrschte sie ihn an. „Und geh gefälligst von mir runter! Ich will mich umdrehen. Du brauchst ohnehin mehr von dem Duftöl.“ Als er wieder an dem Nachttisch stand und frisches Duftöl auf seine Handfläche tropfte, betrachtete sie amüsiert seine stramme Erektion. Sie hatte sich bereits auf den Bauch gelegt. Er ließ sich Zeit, zu viel Zeit. Das machte sie wieder wütend.

„Zurück auf meine Oberschenkel!“, befahl sie. „Sofort!“

Franz setzte sich vorsichtig auf sie und

fing an, ihr mit kreisenden Bewegungen den Rücken einzureiben.

„Vergiss meine Hinterbacken nicht, Franz!“

Er schluckte. Er starrte auf die perfekt geformten Hügel und legte zögerlich seine Hände darauf. Schließlich kreisten seine Handflächen über das feste Fleisch. Erst von innen nach außen und bis zu ihren Hüften, und dann, nach einer Weile, in die entgegengesetzte Richtung. Einmal trafen sich seine Fingerspitzen, als sie in die Senke ihrer Afterfurche gerieten.

„Sag, erregt dich das, Franz?“, fragte sie. „Oder – sag besser nichts! Ich spüre sie schon wieder, deine Erregung, diese

köstliche Mischung aus Verlangen und Furcht. Dein Verlangen *nach* mir und deine Furcht *vor* mir. O wie gut das tut!“ Sie glückste leise. „Weißt du, wie viel es mich kostet, meine Beherrschung nicht zu verlieren und über dich herzufallen wie eine Verdurstende? Meine Zähne in deinen Hals zu schlagen und dein Blut zu saufen, bis in deinen Adern nichts mehr fließt? Weißt du das? Und weißt du, warum ich es dennoch nicht tue, warum ich dich in deinem erbärmlichen Leben belasse?“

Er hatte natürlich keine Ahnung und glaubte auch nicht, dass sie ihm den wahren Grund nennen würde. Darum ging er nicht darauf ein.

Stattdessen stellte er ihr eine Frage, die

ihn einige Überwindung kostete. „War das Blut von Ulrich Hussing ähnlich kostbar wie mein Blut, Gräfin?“

Die Vampirin fuhr ruckartig hoch. Wie eine Katze, die einen Buckel macht, war sie plötzlich auf Händen und Füßen und drehte ihren Kopf unnatürlich weit nach hinten. Franz hatte sie dabei wie ein gewichtsloses Ding einfach abgeworfen. Er war hinter das Bett geschleudert worden, gegen die Wand geprallt und mit einem unterdrückten Stöhnen auf den Boden gesackt.

Immer noch in dieser Haltung starrten ihn ihre Augen böse an.

„Woher weißt du von Ulrich? Und *was* weißt du? Schnüffelst du in Dingen, die

deiner Nase unbekömmlich sind?“

Er konnte zunächst nicht antworten. Ihm tat alles weh: der Rücken, sein Schädel, ein Ellenbogen und (wieder) sein Handgelenk. Er stützte sich mit den Unterarmen an der Bettkante ab und drückte seinen Oberkörper mühsam hoch. Sein Gesicht war schmerzverzerrt.

„Kannst du nicht antworten, wenn ich mit dir rede?“

„Ich ...“

„Was ICH?“, fauchte sie ihn an. „Teile dich mir mit oder ...“

„Töte mich doch, wenn du willst“, schrie er in einem Anfall von Trotz. „Ist mir gleichgültig. Ist mir egal. Ist mir scheißegal!“

Wie eine Spinne kam sie über die

Matratze gekrabbelt, wie vorhin, als er noch ferngesehen hatte. „Und wenn ich dich ganz langsam töte, dir zeige, wie qualvoll das Leben und wie unendlich der Schmerz sein kann, wäre dir das dann auch egal?“

Er sah sie nur an.

Schließlich sagte er: „Warum bist du so gemein zu mir? Ich ...“ Ein Schluchzer kam aus seiner Kehle. Er hatte ihn nicht unterdrücken können. Er wollte doch keine Schwäche zeigen. Und gebärdete sich jetzt wieder wie ein jämmerlicher Wicht. „Ich habe doch immer alles getan, was du von mir verlangt hast. Dass du eine Vampirin bist, stört mich nicht. Und dass du

Menschen tötest ... ich meine, warum tötest du Menschen, wenn du überleben kannst, ohne zu töten? Wenn ich es mit meinem Blut verhindern kann, stehe ich ... stehe ich dir gern zur Verfügung. Aber ... aber sei bitte nicht gemein zu mir.“

Die Gräfin packte ihn erneut in seinem Haarschopf und zog ihn hoch, bis sein Gesicht über ihrem war. „Warum sollte ich keine Menschen töten? Tötet ihr Menschen nicht auch und habt ihr nicht immer mehr getötet, als wir Vampire es euch jemals gleichtun könnten? Von euch Menschen gibt es ohnehin zu viel, die Menschheit ist das Geschwür dieses Planeten und der Tod für viele euch nieder vorkommende Wesen und ebenso

für euresgleichen. Versteh mich bitte nicht falsch, Franz, ich mache der Menschheit keinen Vorwurf. Soll sie sich weiter vermehren, soll sie töten, soll sie ihre kindischen Kriege führen. Ich habe keine moralischen Einwände, ich kenne keine Moral. Doch deine Menschheit soll gefälligst auch mir keinen Vorwurf machen! Du sagst, du würdest dich mir anbieten, damit kein Mensch unter meiner Hand mehr sterben muss? Soll ich dir was verraten, Franz? Mit deinem Blut dämmst du bereits meine Gier. Mit deinem Blut tust du – aus deiner Sicht – etwas Gutes. Und weshalb? Weil es besonderes Blut ist! Denn gewöhnlich töte ich jede Nacht

einen Menschen. Hörst du, jede Nacht töte ich für gewöhnlich! Aber wenige Tropfen von deinem kostbaren Saft bewirken, dass mir ein Opfer je Mondumlauf reicht. Und, du kannst dich freuen, ich suche mir nie die edelsten Geschöpfe aus. Sei also unbesorgt, Franz! Ich töte nicht den netten Nachbarn von nebenan. Ich bevorzuge die Grausamen, die Hemmungslosen, ich bevorzuge Menschen ohne Gewissen. Und ich tue dies, weil mich das Edle, das Gute und Schöne anwidert, und nicht, weil ich die Welt vom Bösen befreien will.“

War das wirklich der einzige Grund dafür, dass er in diesem Haus war? Oder gab es noch einen anderen? Und

wenn durch Ulrich Hussings Adern
ähnlich kostbares Blut geflossen war,
warum war er dann nicht mehr hier?

Es gab noch eine weitere Frage, die er
stellen wollte, die er stellen musste. Er
fürchtete sich, diese Frage zu stellen:
„Wer oder was ist Mircea?“

Die Gräfin sprang auf, ohne ihn
loszulassen. Seine Zehen berührten kaum
noch den Boden, als sie ihn mit einem
Arm an seinem Haarschopf in die Höhe
riss. „Glaubst du, ich tue all das gern?“,
schrie sie ihn an. „Glaubst du das?“ Sie
musste zu ihm aufschreien, so weit hatte
sie ihn angehoben, weit über ihren Kopf
mit ihrer unbändigen Kraft.

Franz wurde schwarz vor Augen.

Dieser Schmerz, diese Schmerzen! „La la la ... lass mich bitte los.“

Die Gräfin schleuderte ihn in ihrer besinnungslosen Wut herum, so dass er quer durch den Raum flog und mit dem Hinterkopf und dem Rücken gegen das Fenstergitter schlug. Er griff automatisch mit einer Hand nach einem Gitterstab, aber ihm fehlte die Kraft, um sich daran festzuhalten. Er rutschte nach unten, wurde kurz vom Fensterbrett, gegen dessen Kante seine Ellbogen stießen, aufgehalten, und fiel dann in sich zusammen.

Wie ein Bündel lag er am Boden und schielte mit einem Auge in den Raum.

Die Vampirin stand hochaufgerichtet in der Tür, er sah jedenfalls ihre Umrisse

dort stehen oder Teile davon, ihm war so schwindlig.

„Ich tue es nicht gern, Franz. Nicht bei dir. Ich empfinde erstmals Widerwillen und kann doch nicht anders. Verstehst du mich? ICH KANN NICHT ANDERS!“

Nein, er verstand nichts, gar nichts verstand er. Was wollte sie ihm sagen? Worüber sprach sie?

Eine Antwort auf seine Fragen blieb ihm verwehrt. Er hörte, wie die Tür zufiel. Er hörte ein Klacken im Schloss. Schließlich verlor er das Bewusstsein.

Es war furchtbar dunkel. Sie hatte Durst. Und sie litt grausame Qualen.

Karla bewegte sich in einem Zwischenreich aus fiebrigem Wachen und Erschöpfungsschlaf. Der Schlaf währte jedes Mal kurz, weil ihre Schultergelenke schmerzten, weil ihre Arme ihr Körpergewicht halten mussten.

Die alte Hexe hatte sie doch tatsächlich an die Wand gekettet!

Nach dem Sturz die Treppe hinab, der ihr schmerzlich bewusst gemacht hatte, dass ihr Körper über ein Steißbein verfügte, war sie die Gänge entlang gehumpelt. Im Grunde war es bloß ein

Gang, der rechtwinklig verlief beziehungsweise rechtwinklig ein Stück weiterführte, doch für sie waren es *Gänge*.

Das Licht reichte nur bis zu der Biegung, ein flackerndes Neonlicht. Sie erschrak über ihren eigenen Schatten, nachdem sie den Schalter gefunden und betätigt hatte und das erste Aufflackern ihren Körper zweidimensional verzerrt auf dem Boden nachbildete.

Der Gang führte zu ihrer Rechten in drei Räume, wovon der erste durch eine rostige Gittertür gesichert war. Oder gesichert wäre, denn ein Schloss fehlte. Sie drückte mit einer Hand dagegen, bis sie quietschend aufschwang. Der Raum war kahl und leer bis auf einen

merkwürdigen Stuhl; seine Sitzfläche und die Armlehnen waren mit Stacheln besetzt, die metallisch in dem vom Flur hereinfallenden Licht funkelten. In die Decke, direkt an den Wänden, waren robust wirkende Ketten mit verschließbaren Armreifen eingelassen, die etwa einen halben Meter hinab reichten. Karla hatte geschätzt, dass der Raum zweieinhalf Meter hoch war, und eine Gänsehaut bekommen bei der Vorstellung, in der Zeit zurückzureisen und wie ein mittelalterlicher Delinquent über Tage an solchen Ketten hängen zu müssen. Da wusste sie noch nicht, dass sich eine Zeitreise erübrigte, um diesen *Genuss* einmal live zu erleben. Man

musste nur auf die richtigen Leute treffen.

Die beiden anderen Räume hatten einfache Holztüren, auch sie waren nicht durch Schlosser gesichert. Hinter der ersten fand sie eine Art Schlafstube vor: ein schmales Bett an der einen Wand und an der anderen ein kleiner, nicht sehr hoher Tisch mit einem Stuhl daneben, der ebenfalls an der Wand stand.

Als sie den dritten Raum betrat, erschrak sie fürchterlich, denn das einzige *Möbelstück*, mitten im Raum, war ein Sarg. Es schien sich um einen amerikanischen Sarg zu handeln, denn das Kopfteil verfügte auf der einen Seite über ein Scharnier, um es im Bedarfsfall öffnen zu können, um den

Hinterbliebenen einen letzten Blick auf den zu beklagenden Verstorbenen zu erlauben. Genau das, es zu öffnen und hineinzuschauen, tat sie nach einer Schreckminute, während der sie bloß dastand und ihre Finger wrang. Da das Licht vom Gang zu schwach war, um den Raum vollständig zu erhellen, und sie keinen Lichtschalter entdecken konnte, behalf sie sich mit ihrem Feuerzeug und hielt es mit brennender Flamme ein Stück in den Sarg hinein.

Sie hielt den Atem an.

In dem Sarg lag die alte Hexe! Scheinbar im tiefen Schlummer und mit entspannten Gesichtszügen.

Ein Augenlid der alten Hexe schien

sich nun heben und ein böses Auge auf sie zu richten. Sofort ließ Karla das Kopfteil fallen – ein lautes Krachen von Holz auf Holz war die Folge –, und rannte, so schnell ihre Beine sie trugen, hinaus. Sie schlug die Tür hinter sich zu und fand sich, als sie stehenblieb, in dem Teil wieder, den sie für sich den kürzeren Gang nannte.

Karla stand im Dunkel, ihr kleines Herz raste; einen Lichtschalter fand sie nicht.

Sie tastete sich die Wand entlang. Gab es hier irgendwo einen zweiten Ausgang?

Nein, nichts! Nur Wand und der Geruch von Moder und Verwesung. Sie schnupperte. Woher kamen die Gerüche?

Sie wandte sich der gegenüberliegenden Wand zu. Tasten, mit beiden Handflächen tasten. Einen Meter, zwei Meter, drei Meter.

Ein Griff ins Leere.

Sie bewegte ihren Unterarm ein Stück nach rechts und stieß gegen etwas Hartes, eine Gitterstrebe. Weitere Gitterstreben, über die ihre Finger glitten. Dicke Ketten, die eng um Gitterstreben gewickelt waren. Ein Schloss, zwei Schlosser, vielleicht noch mehr. Egal.

Mit beiden Händen hielt sie sich an dem Gitter fest. Ihr Atem ging schnell. Das kam vom Laufen und von ihrer Angst.

Das einzige Geräusch, das sie hörte, war ihr eigenes Hecheln, das Einzige, was sie spürte, war das Metall des Gitters zwischen ihren Fingern und ... und dann noch etwas anderes *an* ihren Fingern.

Etwas Kaltes, Ledriges, das darüberfuhr im Dunkel.

Als dazu noch ein kehliges Lachen ertönte, wich sie rasch nach hinten aus.

Sie wusste, sie würde es bereuen, doch ihre elende Neugier ließ sie hektisch an ihrem Feuerzeug fummeln, bis es zündete und die kleine Flamme ihr Aufschluss darüber gab, was in dem Raum hinter dem Gitter war. Leider reichte sie nicht aus, um alles zu sehen, nicht im Detail.

Zum Glück reichte sie nicht aus!

An dem Gitter hockte eine furchterregende Kreatur in einem schwarzen oder dunkelbraunen Anzug. Der Anzug hing an den Ärmeln in Fetzen, wies in Höhe der Brust Löcher auf und war besudelt mit ...

Es war nicht zu erkennen, womit er besudelt war.

Das Gesicht der Kreatur war eine verstörende Fratze. Rote, glühende, starre Augen unter einem beinahe haarlosen Schädel. Eine der wenigen verbliebenen Haarsträhnen fiel lang darüber, andere hingen über die Ohren und fielen bis auf die knochigen Schultern. Die Wangen waren

eingerissen oder aufgeschnitten, einzelne Streifen lappten wie seitlich angebrachte zusätzliche Zungen über den Unterkieferknochen.

Das ist der *Monstermann!*, dachte Karla, die brüllende Kreatur aus dem Keller, von der sie vor ein paar Tagen in die Flucht geschlagen worden war.

Als *der Monstermann* den Mund öffnete und die Oberlippe anhob, erwartete Karla den Anblick einer leeren Höhle oder zwei unebene Reihen schwärzlicher Zahnstümpfe. Was sie zu sehen bekam, waren lange, spitze Eckzähne, unten ragten sie sogar über die Unterlippe hinaus. Dazwischen, zwischen den Eckzähnen, war nichts außer Zahnfleisch und eine weißlich-

graue Zunge, mit der er nun im Wechsel über seine Mundwinkel fuhr, so als würde er sich über eine langerwartete und besonders köstliche Mahlzeit freuen.

Was hinter dem Mann war, konnte sie lediglich erraten: Eine Bank? Igendwelche Bündel? Am Boden zusammengekauerte Gestalten, denen etwas fehlte – Gliedmaßen vielleicht?

Dass sie den Monstermann relativ gut sehen konnte, war der Tatsache zu verdanken, dass ihre Hand mit dem Feuerzeug kaum einen halben Meter von ihm entfernt war.

Dass ihre Hand kaum einen halben Meter von ihm entfernt war, war wiederum ein Fehler, wie sie gleich

feststellen sollte, denn während sie, von einer abseitigen Faszination ergriffen, in sein groteskes Antlitz starrte, näherten sich klauenartige Finger ihrem Handgelenk.

Als sie es bemerkte, schien es bereits zu spät zu sein, zumal sie vor Schreck das Feuerzeug fallen ließ und einfach stehen blieb wie die sprichwörtlich gewordene Salzsäule.

Schlagartig wurde es wieder dunkel. Stockdunkel.

Raue Finger streiften ihre Hand, dann packte sie etwas an den Beinen, umklammerte sie.

Sie gab einen quiekenden Laut von sich.

War da noch jemand?

Plötzlich stand sie in der Luft, und ein dumpfer Bumms kündete von der Kollision ihres Kopfes mit der Kellerdecke.

Was war denn da so nass zwischen ihren Beinen? Nässte sie sich jetzt ein?

O Gott, wie peinlich, dachte sie.

Selbst in ihrer fürchterlichsten Angst und in größter Gefahr blieb sie ein schamhaftes kleines Mädchen. Das war so bei ihr. Das ging nicht aus ihr raus.

Ein bestialisches Gebrüll klang auf. Jemand rüttelte am Gitter.

Das ist der Monstermann!, dachte sie oben in der Luft, während ihr Schädel an der Decke entlang schrammte.

Doch es war nicht der Monstermann,

der ihre Beine umklammert hielt. Und im nächsten Moment umklammerte niemand ihre Beine mehr. Karla flog durch den Gang und landete hart auf Händen und Knien. Auf den Knien so hart, dass sie zunächst befürchtete, sie würden zu einer breiigen Masse zerlaufen oder in tausend Teile zerspringen.

Dann war es wieder still.

Eine verstörende, trügerische Stille.

Wo war derjenige, der sie gepackt und durch den Raum geworfen hatte? Würde er oder sie ihr gleich den Rest geben?

Karla ließ sich auf die Seite sinken, befühlte ihre Kniescheiben und bewegte vorsichtig die Beine. Schienen einigermaßen zu funktionieren, schmerzten aber ordentlich.

Mit einem Bein stieß sie gegen etwas am Boden. Ein Stöhnen unterdrückend, beugte sie sich vor und tastete mit der Hand danach. Es war das, was sie vermutet hatte: ihr Feuerzeug.

Vielleicht war es dämlich von ihr, vielleicht hätte sie sich besser totstellen und nicht am Rädchen des Feuerzeugs drehen sollen. Doch sie drehte am Rädchen, bis sich ein kleines Flämmchen wölbte.

Sie sah den Monstermann hinter dem Gitter. Er hatte eine Klaue hindurch gestreckt. Die Klaue lag auf dem Haup¹ einer sehr schönen Frau, die demütig vor ihm kniete. Karla identifizierte sie als die Frau, die sie für sich die alte Hexe

nannte.

Nach einer Weile griff die Frau nach der Klaue wie nach etwas Heiligem, nahm sie in beide Hände und küsste sie.

Küsste sie ehrfürchtig.

In ihrem Gesicht war kein Ekel, in ihrem Gesicht war Verzückung.

In Karla dagegen war der Ekel so stark, dass sie fürchtete erbrechen zu müssen.

„Mircea“, sagte die Frau.

Der Monstermann Mircea sagte nichts. Er drehte seinen Kopf in Karlas Richtung und wieder zurück zu der Frau.

„Nein, Mircea“, sagte die Frau, immer noch die Klaue in beiden Händen haltend, „sie ist nicht gut für dich. In ihren Adern fließt schlechtes Blut.“

Karla glaubte sich verhört zu haben. Was faselte die blöde Kuh da von schlechtem Blut? Sie, Karla, sollte schlechtes Blut haben? Wie war die denn drauf? War die alte Hexe Ärztin, oder was? Hatte sie ihr heimlich Blut abgezapft und war auf ihrem Besen in ein Labor geflogen, um es dort analy... dings zu lassen? Nee, doch wohl eher nicht!

Kurze Zeit vergaß Karla ihre Angst. Die Szene wirkte so friedlich, die beiden so friedlich vertraut, als würden sie nur einander wahrnehmen. Es war eine erschreckende Intimität. Er und sie, die Schöne und das Biest. Wobei Karla niemals zugegeben hätte, dass die alte

Hexe schön war. Nee, war die nicht. Schön für Schwanzträger vielleicht oder schön für alte Lesben, aber nicht für *echte* Frauen wie sie, die die Verkommenheit an ihr rochen. Die Verkommenheit, die ihre Schönheit überdeckte und die sie hässlich machte. Für alle Menschen, die wahrhaft sehen konnten.

Menschen wie sie, wie Karla, fand Karla.

Schwerfällig erhob sie sich. Sie wollte an der Frau vorbei. Einfach vorbeigehen und ab. Doch mit dem Gehen gab es Probleme. Sie taumelte, denn ihre Knie sandten immer wieder Schmerzwellen an ihr Gehirn. Ein schnelles Vorbeischleichen wurde so unmöglich.

Gerade als sie in der Lücke zwischen der hockenden Hexe und der Wand war, brach ihr Bein aus. Statt nach vorn, pendelte es zur Seite, mit dem Knie gegen den Rücken der Frau. Sie stöhnte auf und stützte sich auch noch an ihr ab.

Blöder konnte es ja nicht laufen!

Die Hexe ließ die Klaue los, ließ die Arme vorgestreckt und kreiselte um ihre eigene Achse. Da lag Karla schon wieder auf der Fresse. Aber recht kurz, denn eine Hand fuhr unter ihre Hüfte, unter ihren Bauch, und hob sie an. Woher hatte die blöde Kuh solche Kraft? Schleppte sie mit einem Arm fort, als wär es nix. Die kleinere, pummlige Karla in der Armbeuge wie einen

zapplenden Hundewelpen, mit über den Boden schabenden Händen und Füßen. Karla schrie: „Lass mich sofort runter, du doofe Arschkuh!“

Die *doofe Arschkuh* trug sie in den beinahe leeren Raum mit dem Stachelstuhl und hielt sie darüber. „Möchtest du dich eine Weile auf dem Stuhl ausruhen, meine Liebe?“, fragte sie, „oder bevorzugst du den kalten Boden?“

„Kalter Boden, kalter Boden!“, riet Karla mit einem panischen Blick auf den Stachelstuhl.

Die Hexe ließ sie prompt auf den Kellerboden fallen, auf ihre schmerzenden Knie. Karla biss die Zähne aufeinander. Aus den

Augenwinkeln bekam sie mit, wie die Frau zwei Ketten von der Decke löste. Am unteren Ende baumelten Armreifen, die schloss sie auf. Karla schwante Böses! Und was ihr Böses schwante, wurde innerhalb weniger Sekunden für sie zur Realität und die Armreifen zu ihrem neuen makabren Schmuck.

Wie lange hing sie jetzt an diesen Ketten? Sie wusste es nicht. Sie spürte ein immer grausamer werdendes Ziehen in den Gelenken, ganz besonders in den Schultern. Vielleicht würden ihre Arme bald aus den Gelenkpfannen brechen. Sehnen, Bänder und Muskeln müssten sie dann halten, aber mit etwas Glück würden dann wenigstens ihre Füße bis

zum Boden reichen, Halt finden, sie von dem Ziehen erlösen. Würde scheiße aussehen, aber ...

Auch egal, dachte sie in einem wachen Moment, wenn dafür der Schmerz aufhörte, wenn nur der Schmerz endlich aufhörte.

Doch der Schmerz hörte nicht auf.
Vielleicht würde er nie aufhören.

Einige Tage blieb Franz eingesperrt in seinem Zimmer. Wie viele Tage es genau waren, wusste er nicht. Eine Zeitlang wusste er kaum noch seinen Namen. Eine Zeitlang wusste er nicht, dass er am Leben war.

Nach dem Streit mit der Gräfin war er krank geworden. Er hatte hohes Fieber bekommen, lag delirierend im Bett, schwitzte und fröstelte, und manchmal wähnte er sich auf einem schwankenden Schiff, das in einem Wellen schlagenden Meer versank. Wenn er wach war, war er nie ganz wach. Wenn er einschlief, begleiteten ihn Alpträume, die dazu

führten, dass er nach wenigen Minuten wieder hochschreckte. Es war schrecklich. Es war grausam. Er wurde sich seiner Endlichkeit bewusst.

Nachts kam die Gräfin, setzte ihn im Bett auf, fütterte ihn und flößte ihm Wasser ein. Sie leerte seinen Nachttopf, wusch ihn jede zweite Nacht mit einem Schwamm und strich in ihren sanftmütigen Momenten begütigend über seine Wangen.

Zwei oder drei Tage verzichtete sie auf sein Blut. Es fiel ihr sichtlich schwer, auf sein Blut zu verzichten. Ihr Verlangen, ihre Gier nach den kostbaren Tropfen stand ihr im Gesicht geschrieben.

In einer Nacht tötete sie einen Zuhälter,

der auf der Jagd nach Frischfleisch war. Er landete als blutleeres totes Fleisch in einer Restmülltonne. Die Restmülltonne stand an der Straße. In der Frühe kam ein großer Wagen und sein Leichnam wurde umgeladen und zerstampft.

Einmal wachte Franz nachts auf, als die Gräfin an seinem Bett saß und mit einem Finger die Male an seinem Hals nachzeichnete. Sie wirkte nachdenklich und in sich gekehrt. Als sie bemerkte, dass er wach war, nahm sie den Finger von seinem Hals und lächelte ihn freundlich an.

„Du darfst nicht sterben, mein lieber Franz“, sagte sie.

Er lächelte auch oder versuchte zu

lächeln; es fiel ihm sichtlich schwer.
„Wir könnten Freunde sein, Gräfin“, stieß er heiser hervor.

„Aber das sind wir doch, Franz“ sagte die Gräfin, „wir sind doch Freunde.“

Sie fasste nach seiner Stirn. Ihre Hand war warm. „Hast du getrunken?“, fragte er.

Sie nickte.

„War es ein schlechter Mensch?“

„Ja, ein schlechter Mensch“, bestätigte sie.

Er legte seine Hand auf die ihre. „Das ist gut.“ Sie gab ihm einen Kuss auf den Handrücken. Ihre Eckzähne streiften hauchzart seine Haut.

Franz schlief wieder ein. Im Traum lief er durch ein Kaufhaus, in dem sämtliche

Verkäufer Vampire waren. Auch die Kunden waren Vampire. Er stand mit ihnen in einer Schlange und wickelte einen langen Schal als mehr symbolischen Schutz um seinen Hals. Alle wollten sie den Roman „Dracula“ von Bram Stoker kaufen. Es war der einzige Artikel in dem Kaufhaus. Dracula im Schaufenster, Dracula in noch eingeschweißten Paletten, Dracula in unordentlichen Stapeln und verschiedenen Ausführungen und in Regalen, die sich bis zur Decke erstreckten. Als Franz an der Kasse stand und fragte, wo man hier silberne Kreuze finden könne, schmissen sie ihn raus. „Und nehmen Sie Ihren Schal at

bei der Hitze“, wurde ihm nachgerufen und höhnisch hinter ihm her gelacht.

Ja, so vergingen die Tage ... mit Alpträumen und kurzen Gesprächen.

Wie viele Tage es insgesamt waren, bis er wieder gesund war? Er hätte Aufschluss darüber bekommen können, wenn sein Handy noch ginge, doch der Akku war leer und das Aufladegerät lag zu Hause in seiner Wohnung. Am zweiten Tag seines Fieberwahns hatte er ein letztes Gespräch geführt. Heinz, sein Nachbar, rief zwischen zwei Alpträumen an. Er wollte wissen, wo er abgeblieben sei. „Dein Briefkasten quillt schon über, an deiner Tür steckt 'ne Karte, weil irgendein Wasserzähler in deiner Wohnung ausgetauscht werden muss, und

deine Mutter war da. Du hast ihren Geburtstag vergessen. Ist mit 'ner beleidigten Schnute und ohne Geschenke wieder abgezogen, deine Mutter. Und bevor ich's vergesse: Du bist mit der Treppe dran. Ich mach dir die Treppe nicht, das glaub man ja nicht.“

Franz hatte nicht viel zu dem Gespräch beigetragen. Anfangs hatte er bloß zugehört und den Briefkasten-Wasserzähler-Treppe-Informationen gelauscht und sie mit einem Röcheln kommentiert. „Ist dir nicht gut?“, fragte darauf Heinz. „Wo bist du überhaupt, Franz? Wo warst du, als ich das letzte Mal mit dir gesprochen habe?“

„Ich bin ...“, begann Franz. Ja, wo war

er? „Bei einer Freundin.“

Er hörte seinen Nachbarn laut ausatmen. „Ach, bei *einer* Freundin bist du. Und ich hab mir schon Sorgen gemacht. Klingst nämlich gar nicht gut.“ Franz hörte ihn lachen. „Aber jetzt weiß ich ja, warum. Hast dich müde genagelt, was?“

Franz sagte darauf nichts.

„Nee, sag jetzt nichts“, sagte Heinz. „Ein Gentleman rammelt und schweigt.“ Heinz prustete in die Leitung. „Wie heißt es so schön bei der Polizei? Alles, was Sie jetzt sagen, kann und wird später gegen Sie verwendet werden. Oder so ähnlich.“ Heinz‘ dümmliches Gelächter klang Franz in den Ohren.

Mit welchen Menschen hatte er sich

eigentlich abgegeben in seinem ersten Leben? Mit lauter Spinnern und Idioten wie Heinz? Und warum war ihm vorher nie aufgefallen, dass er seine Zeit mit Spinnern und Idioten vergeudet hatte? Musste er in das Haus einer blutsaugenden Gräfin geraten, um festzustellen, dass sein Leben leer war und die Menschen, die ihn umgaben, Worthülsen auswerfende Pappkameraden?

Wenn es noch einmal für mich eine Rückkehr in ein normales Leben geben sollte, werde ich es anders gestalten, dachte er. Ich werde mir eine Arbeit suchen, die mir Spaß macht. Ich werde die Wochenenden in den Wäldern

verbringen wie unsere frühen Vorfahren und zumindest partiell zur Natur zurückkehren. Ich werde Tiere beobachten, Vögel, Rehe, Dachse und Füchse. Ich werde mit einem Wolf Freundschaft schließen und mit ihm durchs Unterholz jagen.

Aber es gibt doch keine Wölfe in deutschen Wäldern, oder?

Nein, dachte er, in Deutschland gibt es keine Wölfe. Wölfe sind in Deutschland unerwünscht.

Statt ihrer haben wir Vampire.

Ja, Vampire.

Vampire passen gut nach Deutschland.

Bernstein ging es nicht viel besser als Franz.

Er hatte sich erkältet. Er erkältete sich oft. Er erkältete sich ständig. Diesmal fing es damit an, dass seine Karre den Geist aufgegeben hatte und er den Bus nehmen musste. Präzise gesagt: Er musste in der morgendlichen Kühle auf den Bus *warten*. Der Bus kam nämlich nicht. Und Bernstein stand sich in seinen alten Halbschuhen die Beine in den Bauch. Seine großen Zehe hatten sich in den dünnen Socken ihre Freiheit zurückeroberet, und durch die Sohle des rechten Halbschuhs zog sich ein Riss.

Durch den Riss wiederum sickerte Regenwasser in den Schuh. Ehe Bernstein merkte, dass er mit dem rechten Halbschuh – ausgerechnet mit dem rechten Halbschuh! – in einer Pfütze stand, war die Socke schon fast bis hinauf zum Spann durchnässt. Dann fing es auch noch zu nieseln an! Grimmiger Nieselregen, hohe Luftfeuchtigkeit und ein böse pfeifender Wind. Alles kam zusammen, wie immer alles zusammen kommt, was man gerade nicht braucht.

„Scheiße!“, hatte Bernstein laut gedacht – eine ältere Dame neben ihm, der er genau ins Ohr *dachte*, hatte sich pikiert umgedreht – und den Fuß aus der Pfütze gezogen.

Eine halbe Stunde später kam ein Bus.

Eine halbe Stunde später als auf dem Plan ausgewiesen war. War nicht mal sein Bus! Sein Bus würde auch in der nächsten halben Stunde nicht eintreffen. So war das. Wenn man Pech hat, hat man Pech.

Unentschlossen war er nach Hause gegangen. Auf dem Rückweg überlegte er laut, „mit dem Fahrrad?“, ob er mit dem Fahrrad ...? Nee-nee, mit dem Bus war ja schon peinlich genug, aber mit dem Fahrrad? Ein Privatdetektiv auf einem Fahrrad? Wie hätte das denn ausgesehen? Man stelle sich einen radelnden Magnum vor bei Nieselregen und böse pfeifendem Gegenwind und mit flatterndem Hawaiihemd.

Magnum ohne Ferrari?

Bernstein ohne alte Karre?

Nee!

Und mit dem Bus?

Wäre er mit dem Bus gefahren, hätte er noch ein gutes Stück laufen müssen, weil Busse nie zu unheimlichen alten Häusern in abgelegenen Straßen fahren. Und er hätte doof dastehen müssen in unmittelbarer Umgebung dieser Abbruchbude.

Also war er zu Hause geblieben, hatte den Fernseher eingeschaltet und so lange rumgezappt, bis die Erkältung in seine Bronchien und Nasenschleimhäute gelangt war. Und war danach ins Bett gegangen, obwohl es noch früh am Tag

gewesen war.

Er nieste und hustete sich in die Nacht und schlängelte die Bettdecke um seinen Leib. Telefon und Handy hatte er direkt am Bett. Am Morgen kam ein Anruf auf seinem Handy. Er hatte kaum geschlafen, als der alte Hussing wieder Näheres über seine Ermittlungen erfahren wollte. Ob er vorankäme? Klar! Ob er unterwegs sei in Sachen seines Sohnes? Natürlich! (Wenn auch in eigenen Sachen, wie er leicht amüsiert in Gedanken – diesmal nicht laut – für sich anmerkte.)

„Ist nur eine Frage der Zeit“, sagte Bernstein mit verstopfter Nase. „Werde alles mir Mögliche tun!“ – „Werde Ihnen Ihren Sohn zurückbringen!“ – „Macher

Sie sich keine Sorgen, Herr Hüssing!“ – „Bin dran, bin an allem dran.“

Mit derartigen Floskeln beruhigte er Hüssing, und Hüssing versprach ihm einen weiteren Extrahunderter. Hatte der überhaupt schon den vereinbarten Vorschuss gezahlt? Musste er mal nachschauen, sein Laptop stand schließlich gleich neben dem Bett. Den hatte er unmittelbar nach der nicht stattgefundenen Busfahrt dort hingestellt.

Bernstein war müde, seine Nase tropfte, sein Fieberthermometer zeigte neununddreißig fünf und sein Passwort fürs Onlinebanking bestand aus zweimal vielen Zahlen, eine oben, eine unten einzugeben. Nach dem zweiten Versuch

war er drin und rief die Umsätze der vergangenen dreißig Tage auf. Oder vielmehr die Abgänge der vergangenen dreißig Tage.

Denn an Zugängen war nichts gebucht, rein gar nichts war gebucht. Kein erster Extrahunderter und kein Vorschuss. Dass der zweite Extrahunderter noch nicht drauf sein konnte, weil er eben erst am Handy versprochen worden war – okay, das wurde von ihm eingesehen, das verstand er. Selbst wenn Hüssing ihn sofort online angewiesen hätte. Von der schnellen neuen Welt, in der E-Mails innerhalb von Sekunden ihre Empfänger erreichten, waren Habenbuchungen schließlich ausgenommen.

Wie man sich denken kann, gab ihm

seine finanzielle Misere keinen Auftrieb für eine schnelle Gesundung und zur Wiederaufnahme seiner Observierungen.

Während der folgenden Tage las Bernstein viel Zeitung. Er hatte noch ein paar alte gefunden, die ihm beim Müllentsorgen entgangen waren. Lagen auf irgendwelchen Stapeln zwischen Zeitschriften, die er behalten wollte. In einer alten Ausgabe fand er einen Artikel über den ermordeten Kampfkunstlehrer. Schwarzer Karategürtel, schwarzer Gürtel im Ju-Jutsu – Kickboxen hatte er ebenfalls gelernt und unterrichtet. Und wie er von Kleinbügler schon wusste, hatte der Typ ausgerechnet auf dem Hinterhof seiner

Kampfkunstschule sein Leben gelassen. Aus der Zeitung erfuhr er, dass ihn eine seiner Schülerinnen gefunden hatte. Nach dem Training hatte sie sich erst umgezogen und fein gemacht, ehe sie ihr absolutes Idol – sie wurde so zitiert: „Er war mein absolutes Idol, der André!“ – suchen gegangen war, weil sie ihn noch etwas über effektive Selbstverteidigung fragen wollte. Und da der André, Idol hin oder her, auf dem Hinterhof gern ein Zigaretten nach dem Training durchzog, hatte sie ihn dort auch gesucht.

Und gefunden!

„Ich hab ein Geräusch gehört und gesehen, wie ein Schatten über eine Mauer sprang. War bisschen baff, weil ... über eine zwei Meter hohe Mauer

springt eigentlich keiner aus dem Stand. Nicht mal der André.“ So berichtete sie es dem Reporter vom Dölinghausener Tageblatt.

Bernstein rief Kleinbügler an und verlangte die Telefonnummer der Frau. Kleinbügler hatte gemurrt und sich geziert wie 'ne Jungfrau in der Kirche. Oder wie ein alter Geizkragen, wenn der Klingelbeutel rumging. Bernstein musste ihn mindestens fünf Minuten lang bearbeiten, ehe er die Nummer erhielt. Mit der Aussicht auf die *ganz große Geschichte*, hinter der der Privatdetektiv her war und die Kleinbügler exklusiv auf dem Silbertablett serviert bekommen sollte, hatte er ihn schließlich

weichgekocht.

Die Frau, die Magdalena Mertens hieß hatte ihm dann Folgendes erzählt: „Haben Ulli nicht gesehen. Aber neben der großen Mülltonne lag eine brennende Zigarette, halb aufgeraucht, und erst als ich die Mülltonne sah, konnte ich das Geräusch zuordnen. Es klang so, wie wenn jemand den Runddeckel der Tonne zufallen lässt, verstehen Sie? Das war der Schatten, hab ich so bei mir gedacht und mich gefragt, wie der so flink von der Tonne zur Mauer kommen konnte, denn zwischen dem Geräusch und dem Sprung über die Mauer dürfte allerhöchstens eine Sekunde vergangen sein. Ich hab dann hineingesehen in die

...“

Die Frau schniefte und schluchzte Bernstein die Ohren voll. Der Anblick war nicht schön gewesen. Der André mit verdrehten Armen, die einer komplizierten Kung-Fu-Stellung ähnelten. Der Kopf irgendwie weggeklappt, der Hals aufgebissen, das erigierte Glied zeigte wie der überlange Lauf einer Handfeuerwaffe auf sie.

Magdalena erzählte Bernstein viel und immer mehr über André, den großen Meister der Kampfkünste. Musste er alles gar nicht wissen. Wäre aber unhöflich gewesen, wenn er einfach aufgelegt hätte. Machte er darum selten in solchen Fällen.

Angeblich hatte André Chuck Norris

persönlich gekannt. Als ob das 'ne große Leistung des Großmeisters André gewesen wär, hatte Bernstein bei sich gedacht. Und: geholfen hat ihm das anscheinend auch nicht, weder der Norris noch die vielen schwarzen Gürtel, die er sich um die Hüfte wickeln durfte. Ne Wumme ist eben doch das Beste, dachte er. Ne Wumme konnte kein schwarzer Gürtel ersetzen, wenn's richtig eng wurde. Wenn draußen die Luft brennt, dachte er, braucht man ein Feuereisen in der Hose, je dicker, desto besser.

Bernstein hatte früher mal ein bisschen Judo gemacht. Als er durch die Gelbgurtprüfung gefallen war, hatte er wieder aufgehört. Scheiß Judo!, hatte er

damals gedacht. Blöde Jackenzieherei. Kleinkindergerangel. Mädchenkram!

„Ich hab André sooo geliebt!“, heulte die Frau ihm jetzt ins Ohr.

Heulende Weiber hielt er lieber auf Abstand. Konnte er aus der Nähe bloß mit einem Knebel im Maul ertragen. Hatte er ihr eigentlich schon sein Beileid ausgesprochen? Ach, was soll's. Mit der Kondolenzscheiße hielt er sich hier nicht auf. Außerdem soll der Kerl ja recht freudig gestorben sein. Neben der Mülltonne auf dem Hinterhof hat die Polizei die meiste Spermasoße gefunden, da konnten die anderen Opfer nicht mithalten. War also glücklich gestorben, auf jeden Fall auf DEM

Höhepunkt seines Lebens. Gib Schlimmeres im Leben, dachte Bernstein, als mit Salven verschießendem Schwanz zu sterben.

Nun fing die Frau von Fotos an, die sie Bernstein zeigen wollte, Fotos von André. Womöglich noch mit Chuck Norris. Ob er mal vorbeikommen könne bei Gelegenheit? Sie wusste jetzt auch nicht, was aus der Kampfkunstschule werden sollte. Sie und andere Mitglieder trainierten hin und wieder am Wochenende in der Schule. Ohne Lehrer. Auf dem Hinterhof rauchte übrigens keiner mehr. Ob er mal mitmachen wolle? Er so als Privatdetektiv habe doch bestimmt einiges drauf.

Langsam dämmerte ihm, was die

Sappelkuh von ihm wollte. Die dachte, jeder Privatdetektiv hätte automatisch 'nen Schwarzgurt. Die wollte einen neuen Lehrer. Vielleicht auch einen zum Anhimmeln. Reizte ihn schon irgendwie, mal den großen Zampano zu spielen. Wo konnte man schließlich, abgesehen von der Bundeswehr, Leute von einer Ecke in die andere scheuchen, und alle Deppen machten das klaglos mit? Doch nur bei den Kampfkunst-Fuzzis und den Bundeswehr-Heinis.

Nee, würde auffallen, hab ja nichts drauf.

„Hab schon einiges drauf“, sagte Bernstein, „aber leider wenig Zeit. Immer unterwegs und hinter

irgendwelchen Leuten her, meist bösen und gefährlichen, die keiner richtig kennenlernen will, verstehen Sie?“

Er sollte sie Magdalena nennen. Frau Mertens, also Magdalena, bestand darauf. Dann klingelte sein Telefon.

„Siehste, Magdalena“, sagte er ins Handy, „die Pflicht ruft. Bestimmt ein wichtiger Klient. Oder ein Informant mit, äh ... Informationen.“

Magdalena war begeistert von der Tatkraft, mit der er seiner Arbeit nachging. Solche Leute brauche das Land, säuselte sie, solche Leute brauche die Welt. „Und ich brauche so einen Mann!“

Das kam für ihn ziemlich unverhofft, diese direkte Ansprache. Er hatte sie

gerade wegdrücken wollen. Ihr letzter Satz hatte es verhindert. In seinem Kopf hörte er ein Klingeln, aber das war immer noch das Telefon.

„Hör zu!“, verlangte sie, „du gehst jetzt an dein Telefon und sprichst mit deinem Klienten oder Informanten oder wem auch immer, und dann rufst du mich wieder an. Und du nimmst dir heute Abend nichts vor, klar?“

„Klar“, sagte Bernstein automatisch. Er fühlte sich überrumpelt. Aber für 'ne halbe Stunde konnte er ja mal vorbeischauen. Hätte der Held seiner Lieblingskrimis schließlich nicht anders gemacht. Der Held seiner Lieblingskrimis bekam im Gegensatz zu

ihm ständig solche Einladungen und offensichtlichen Angebote. Meist wurden sie gehaucht. Magdalena hatte nicht gehaucht. Ihre Stimme hatte hell und halb hysterisch geklungen.

Bernstein verabschiedete sich fürs Erste und drückte das Gespräch weg, die andere Hand schon am Telefon. Er fühlte sich plötzlich wie ein richtiger Detektiv und nicht wie die faule Sau, die er war und die ein bisschen rumermittelte. Er fühlte sich wie einer aus dem Fernsehen, der pro Folge zwei Männer zu Boden schlug und wenigstens einen erschoss.

„Bernstein.“

Es war Kleinbügler, mit dem er eben erst gesprochen hatte.

„Was ist los, Theo?“, fragte Bernstein.

„Muss mal mit jemand reden, der Ahnung von der Materie hat“, begann Kleinbügler.

„Von welcher Materie?“

„Na, von der kriminalistischen ... Hatte nämlich gerade einen Anruf von Arno.“

„Ach, unser Mann bei der Kriminalpolizei.“ Bernstein lachte. „Ist der weitergekommen mit seinen Abspritzermorden?“

„Kann ich nicht sagen. Glaub nicht“, sagte der Redakteur, „aber er hat jetzt eine neue Theorie.“

„Aha, neue Theorie, soso. Welche Theorie hat er denn in seinem Hirn zusammengesponnen, der gute Arno?“

„Er glaubt, dass alles miteinander zusammenhängt.“

Tolle Theorie, dachte der Privatdetektiv, aber vielleicht gar nicht so abwegig, so aufs große Ganze, aufs Universum gesehen.

Kleinbügler fing an zu erläutern: „Die Vermisstenfälle und die Abspritzermorde. Soll beides zusammenhängen wie die Eier in 'nem Hodensack. Glaubt er jedenfalls. Sag ihm sein kriminalistischer Spürsinn, sagt er.“

Bernstein war skeptisch, ob dem kriminalistischen Spürsinn von Arno zu trauen war. Arno lebte nicht für seinen Beruf, Arno lebte für den nächsten

Urlaub und für freie Tage. Und für ausgedehnte Mittagspausen lebte er.

„Sie fahnden jetzt verstärkt nach dieser Frau, die aus der Bar, weißt du?“

Auf die Idee hätte Arno auch schon früher kommen können.

„Und noch was Interessantes“, sagte Kleinbügler, „die Blutgruppe der Vermissten.“

„Was’n mit der?“

„Timo Hansen und Holger Küstei hatten dieselbe. AB Rhesusfaktor negativ. Ist die seltenste Blutgruppe, die es gibt auf der Welt. Interessant, nich?“

„Hmm“, machte Bernstein, „und Ulrich Hussing? Hatte der auch diesen Rhesusfaktor?“

„Weiß ich nicht. Ruf doch mal den

Vater an. Vielleicht kennt der die Blutgruppe seines Sohnes.“

„Ich kenne nicht mal meine eigene“, sagte Bernstein. „Welche Blutgruppe hast du denn?“

„Tja, äh ...“, sagte Kleinbügler. Er musste ebenfalls passen.

Hussing dagegen wusste die Blutgruppe seines Sohnes und vermutlich auch die eigene. Er hatte das abgespeichert wie Körpergröße oder Haar- und Augenfarbe. Es war tatsächlich AB Rhesusfaktor negativ.

„Warum wollen Sie das denn wissen?“

„Ist wahrscheinlich gar nicht weiter wichtig, Herr Hussing. Bei meiner umfangreichen Ermittlungsarbeit stoße

ich dauernd auf jede Menge Anhaltspunkte. Manche passen ins Puzzle, andere nicht. Ob der Anhaltspunkt mit der Blutgruppe ins Puzzle passt, wird sich noch herausstellen.“

Nach dem Gespräch mit Hüssing rief er wieder Magdalena an. Ihre sirenenhafte Stimme plapperte sofort unaufhörlich auf ihn ein. Sie redete mit ihm wie mit jemandem, den sie zwölf Jahre nicht gesehen hatte, dabei stand ihre erste Begegnung doch erst noch bevor. Irgendwie war ihm die Frau nicht ganz geheuer. Wollte er sich wirklich mit der treffen? Da hätte er sich auch gleich mit dieser verrückten Stalkerin verabreden können, dieser Karla. Aber andererseits,

Bernstein, dachte er, solltest du dir diese Chance nicht entgehen lassen. Ist ja nicht so, dass die Frauen bei dir Schlange stehen.

Er ließ sich ihre Adresse geben und stieg umständlich in seine kaputten Halbschuhe. Zum Glück war er auf öffentliche Verkehrsmittel nicht mehr angewiesen. Sein Schwager, der Mann seiner Schwester und Inhaber einer kleinen Kfz-Werkstatt, hatte sich in der Zwischenzeit um seine alte Karre gekümmert und sie notdürftig repariert. Bernstein starrte auf den Kalender an der Wand, ehe er sich auf den Weg machte. Er hatte jeden Tag seiner Krankheit mit einem roten Kreuz

vermerkt. War er tatsächlich drei Wochen lang krank gewesen? Wie die Tage doch dahin rennen, dachte er, je älter man wird, desto mehr überschlagen sie sich wie irgendwelche Flickflack-Chinesen kurz vor Olympia. Kopfschüttelnd stieg er die Treppe hinab.

Eines Nachts kam die Frau aus dem Sarg zu ihr und befreite sie von den Ketten. In Karlas Augen zeichnete sich keine Freude darüber ab. In der Erleichterung ihrer Qualen vermutete sie allenfalls eine neue Gemeinheit. Etwa, dass sie die kommenden Tage und Nächte auf dem Stachelstuhl verbringen *durfte*.

Oder sie bringt dich zu dem Monstermann, dachte sie, und der frisst dich dann bei lebendigem Leibe auf, frisst sich erst durch deine Eingeweide, und dann ...

Karla ließ sich stöhnend auf den Boden sinken und verfolgte, was die alte Hexe,

die sie neuerdings für sich die Vampirschlampe nannte, da trieb.

Die Vampirschlampe verschwand zunächst aus ihrem Blickfeld; Karla machte sich nicht die Mühe, den Kopf zu heben, um ihr Blickfeld zu erweitern, oder sie konnte es nicht. Sie starrte einfach vor sich hin und fuhr sich mit ihrer ausgetrockneten Zunge über die Lippen.

Als die Frau zurückkehrte, hatte sie einen hölzernen Hocker und einen Nachttopf dabei. Der Nachttopf war zum Teil mit Wasser gefüllt und der Hocker sehr klein. Die Sitzfläche würde für Karlas Gesäß kaum ausreichen, wenn er denn für sie gedacht war.

Für wen sonst? Wer kam denn außer

ihr in Frage?

Der Hocker wurde in eine Ecke gestellt, Karla unter den Achseln gepackt und drauf gesetzt. Der Nachttopf vor ihr auf dem Boden abgestellt. Sie sah das Wasser in dem Behältnis schwappen. Es schien klares, sauberes Wasser zu sein. Verlockend!

Karla hatte nicht den kleinsten Versuch einer Gegenwehr gewagt, als sie unter den Achseln gepackt worden war. Mit ihren schmerzenden Gelenken ...

Schmerzten sie denn überhaupt noch? ... oder waren sie taub geworden? ... oder war es eine Art Mischgefühl – Schmerz, überdeckt von Taubheit, aber durch die Taubheit nicht völlig

ausgelöscht?

Mit ihren schmerzenden Gelenken wäre sie kaum fähig gewesen, diesem Nachwesen Paroli zu bieten.

Davon abgesehen glaubte Karla nicht, dass irgendjemand auf der Welt diesem Nachwesen Paroli bieten konnte. Sie war zu stark. Zu schnell. Sie musste sich ihr fügen, wenn sie überleben wollte.

Eine Hand griff nach ihrem rechten Arm. Ein geöffneter Armreif wurde um ihr Handgelenk gelegt. Der Armreif rastete ein. Versuchsweise bewegte sie den Arm. Die Kette war viel länger, klackerte auf den Boden. Sie hatte nun mehr Freiraum. Sicherlich eine Erleichterung ihrer Gefangenschaft. Womit mochte sie dies in den Augen der

furchtbaren Frau verdient haben?

Gut, das war zweitrangig. Wichtig war: Sie würde nun nicht mehr an der Wand hängen wie eine kuriose Jagdtrophäe, sie durfte sitzen, in einer Ecke sitzen wie ...

Sie hatte plötzlich ein Bild aus ihrer Schulzeit vor Augen. Einmal musste sie in der Ecke stehen – warum, wusste sie nicht mehr –, und um von dieser Schmach befreit zu werden, gab sie vor, dass ihr übel sei. Es half ihr wenig. Die Lehrerin lief zu ihrer Bank, nahm den Stuhl dahinter und trug ihn zu ihr. Sie hatte dann ungefähr zwei Drittel der Doppelstunde wie eine Gebrandmarkte in der Ecke sitzen bleiben müssen. Und sich überhaupt nicht richtig gut gefühlt.

Seitdem saß sie nie wieder in Raumecken. Keine zehn Pferde brachte sie in eine Raumecke. Bis heute ...

Heute saß sie wieder in der Ecke wie das kleine Mädchen, das sie einst gewesen war. Nur war die böse Frau diesmal keine Lehrerin, dafür aber *wirklich* böse.

„Haben Sie den Ulli umgebracht?“, fragte sie die Frau.

Die Vampirin war noch einmal weg gewesen, hatte ein hockerartiges Gestell und eine riesige Kerze und – man mochte kaum glauben, dass sie an so etwas Profanes denken würde – eine Rolle Klopapier mitgebracht. Die Rolle Klopapier lag nun neben dem Nachttopf, das Gestell stand mit der Riesenkerze

obendrauf mitten im Raum. Die Kerze brannte und verströmte einen frischen Duft. Roch nach Kirsche oder nach einem ganzen Kirschbaum. Mit dem Duft sah Karla eine Reihe Kirschen durch die Luft kreisen wie die Miniatur-Nachbildung eines Sonnensystems. Sie zerplatzten wie Seifenblasen, eine nach der anderen, doch ihr Duft blieb.

Die blöde Kuh antwortete ihr nicht. Sah so aus, als ob sie gleich gehen würde. Karla bereitete sich tapfer auf mehr als eine Doppelstunde In-der-Ecke-Sitzen vor. Aber einmal würde sie noch fragen. Fragen kostet nichts, war der Lieblingsspruch ihrer Mutter.

„Ist der Ulli hier im Haus?“

Karla erschrak, als sie plötzlich direkt in die Augen der Frau starrte. Eben hatte sie doch noch mindestens drei Meter von ihr entfernt gestanden. Die ist nicht von dieser Welt, dachte sie.

„Willst du deinen Ulli sehen? Möchtest du ihm die Hand schütteln?“

Fast hätte Karla mit dem Kopf geschüttelt, denn sie hatte so eine Vorahnung. Hinter dem Angebot steckte bestimmt etwas arg Unerfreuliches.

Sie nickte halbherzig, und als sie dann allein in dem Kellerraum war, fiel sie in einen kurzen Erschöpfungsschlaf.

Aus dem sie hochschreckte, nachdem ihr etwas auf den Kopf fiel.

Ihre Lider flackerten. Da war niemand.

Außer dem Ding auf ihrem Kopf. Fühlte sich seltsam an. Und rutschte ihr plötzlich ein Stück in die Stirn. Vor ihrem linken Auge sah sie etwas Langes, Dickes hängen. Wie ein Bein von einer Vogelspinne. Oder wie sie sich das Bein einer Vogelspinne vorstellte.

Karla sprang nicht auf und lief nicht weg. Ging mit der Kette auch schlecht.

Sie erstarrte auf ihrem Hocker.

Sie wollte danach greifen – und wollte es nicht. Nichts übereilen, dachte sie, immerhin bewegt es sich nicht. Und sie hatte ja Zeit, sie hatte alle Zeit der Welt.

Es war ein Kräftemessen zwischen ihrer Neugierde und ihrer Angst. Noch überwog die Angst. Die Angst ließ sie weiter starr auf dem Hocker verharren.

Bis sie einen stechenden Schmerz im Nacken spürte. Um dem Schmerz entgegenzuwirken, drehte sie den Kopf langsam nach rechts und links. Bei den Drehungen knickte sie ihn vorsichtig ein, einmal weiter, als sie es wollte.

Das war ein Fehler. Oder befreite sie von jeglicher Entscheidung.

Sie hörte ein Platschen. Wasser spritzte zu ihr hoch, einzelne Tropfen bis hinauf ins Gesicht. Statt nach unten zu schauen – das traute sie sich noch nicht –, fasste sie sich über den Schädel. Da war nur ihr Haar, nichts anderes. Da war nichts geblieben, keine glibberige Masse, wie sie es befürchtet hatte. Dass ihr Haar sich fettig anfühlte, war wohl kaum dem

Ding anzulasten, das darauf gelegen hatte.

Karla atmete tief ein und beugte ihren Kopf ein Stück vor.

Sie fing nicht an zu schreien. Ein erstickter Schluchzer war alles, wozu sie fähig war.

In dem Nachttopf lag Ullis Hand!

Woran sie erkannte, dass es Ullis Hand war? Es sah doch lediglich aus wie blaßliches, durchgekautes Fleisch mit fünf Fingern daran – wie konnte sie wissen, dass es ausgerechnet Ullis Hand war? Es konnte sich genauso gut um einen makabren Scherz der alten Hexe handeln und um die Hand eines bedauerlichen Dritten, der das Pech hatte, ihr oder dem Monstermann in die

Quere gekommen zu sein.

Willst du deinen Ulli sehen? Möchtest du ihm die Hand schütteln?

Karla erkannte sie aufgrund des kleinen Hakenkreuzes auf dem Handrücken. Eine von Ullis Jugendsünden. Er hatte es sich damals selbst in die Haut geritzt und schon drei Monate später hatte er es bereut. So erzählte man es sich. So hatte sie es gehört. Sie hatte jede Geschichte über Ulli begierig aufgesogen, hatte sich an Ulli-Geschichten nie satthören können.

Es kostete sie Überwindung, in den Nachttopf hineinzugreifen und die Hand, der sie in einem anderen Leben und unter anderen Umständen gern einen Ehering

übergestreift hätte, an dem fauligen Daumen herauszuziehen. Kurz hielt sie die Hand mit zwei Fingern. Sie baumelte vor ihren Augen, schien ihr zaghafte zu winken. Als ihr Blick auf den Stumpl fiel, aus dem eine Made hervorlugte, schleuderte sie sie angewidert durch den Raum.

Grauenhaft!

Grauenhaft war auch, dass ihr schrecklicher Durst jeden Gedanken an Ulli überdeckte. Das Wasser in dem Nachttopf lockte sie, obwohl allein der Gedanke, aus einem Nachttopf zu trinken, selbst wenn er niemals benutzt worden war und selbst wenn sauberes Wasser darin war, bei den meisten Menschen einen Würgereiz ausgelöst

hätte.

Und jetzt hatte auch noch eine faulige Hand in dem Wasser gelegen.

Ullis Hand!

Aber nur ganz kurz, dachte sie.

Nur ganz kurz.

Und ich muss doch trinken!

Sie bückte sich und hob gleichzeitig den Nachttopf an.

Dann trank sie gierig.

Bernstein musste gar nicht erst klingeln. Unten die Eingangstür hatte er einfach aufdrücken können, und als er müde die letzten Stufen in den zweiten Stock hinauf gestapft kam, stand eine Frau in einer über den Knien abgeschnittenen Jeans mit Fransen vor ihm. Obenrum trug sie ein T-Shirt, auf dem ein schweißperlender Bruce Lee in Kampfstellung posierte. Das Erste, was ihm an ihr auffiel, war aber nicht Bruce Lee, sondern die durchtrainierten nackten Waden und die knallroten Lippen in einem merkwürdig rotbraunen Gesicht. Latscht zu viel ins Solarium

dachte er bei sich.

„Peter!“, rief sie und strahlte ihn an.

„Woher weißt du, dass ich es bin?“

„Weibliche Intuition“, sagte sie.

Und woher kannte sie seinen Vornamen? Hatte er ihr doch bisher gar nicht genannt, seinen Vornamen.

„Hab eben nach dir gegoogelt“, sagte sie wie zur Erklärung, „Bernstein – private Ermittlungen.“ Sie lachte.

„Klingt voll cool!“

Voll cool, ja, dachte er.

Magdalena gab ihm einen Kuss auf die Wange, griff nach seinem Arm – mit beiden Händen nach einem – und zog ihn quer durch den Flur ins Wohnzimmer. War nett eingerichtet, alle Möbel in Nussbraun und auf zerkratztem Laminat

aufgestellt: Schrank, Fernsehtisch, Sitzecke mit großer Couch und zwei Sesseln. Nichts Ungewöhnliches, wenn man von dem Schwert an der Wand einmal absah.

Er musste sich in einen der Sessel setzen und sagen, was er trinken wollte. Da er immer noch ein wenig erkältet war, hätte er am liebsten nach einem Kamillentee verlangt, doch er wollte ihr nicht den Eindruck eines kränklichen Mannes vermitteln.

„Ich nehm das, was du nimmst“, sagte er.

„Okay, dann hol ich uns zweimal Himbeersaft.“

Er verzog das Gesicht, worauf sie sich

ausschüttete vor Lachen.

„Ich hab dich verarscht, Peter. Ich hab dich nur verarscht.“

„Ach so“, sagte er.

Sehr schlagfertig, Bernstein! Wirst noch in die Geschichte eingehen mit deinen rhetorischen Fähigkeiten.

Er hörte sie noch im Flur vor sich hinkichern. Sie ging leicht vornübergebeugt, weil sie sich den Bauch halten musste, die alberne Kuh.

Er stand auf und trat zu der Wand, an der das Schwert hing. War ganz in Schwarz. Hatten sowas Ninjas? Er wusste es nicht. Er wusste bloß, dass man so ein Ding Katana nannte. Die langen Dinger hießen doch alle so, oder? Naja, musste man als Europäer nicht

unbedingt wissen, mussten nur Japaner wissen. Die lernten sowas bestimmt schon in der Schule.

Sein Blick wanderte weiter zu einer großen Pinnwand. Fotos von André. Fotos von André und Magdalena. Sie war einen halben Kopf größer als er. André hatte auf allen Bildern einen grimmigen, ernsten Blick und das Kinn immer ein Stück zu hoch gereckt. Magdalena schien bei jeder Aufnahme quietschvergnügt gewesen zu sein, auf dem einen oder anderen Bild zog sie sogar eine Grimasse oder streckte die Zunge raus oder verdrehte die Augen.

Bernstein setzte sich wieder hin.

„Hab mir gerade die Bilder

angesehen“, sagte er, als Magdalena mit zwei Flaschen Bier wiederkam.

„Brauchst du ein Glas?“

„Nein, danke.“ Die Flaschen waren bereits geöffnet. Er stieß mit ihr an. Sie tranken gleichzeitig. Als er seine Flasche absetzte, trank sie immer noch. Sie trank so lange, bis die Flasche leer war. Er versuchte, nicht verblüfft auszusehen. Sie rülpste durchdringend und hielt sich danach eine Hand vor den Mund.

Anschließend fragte sie ihn, ob er mal ihren Tsuki sehen wolle. Er verstand erst nicht. Sie machte vom Sofa aus eine Schlagbewegung durch die Luft. Aha, dachte er, so eine Art rechte Gerade von der Hüfte aus. Einer von den Schlägen,

die ihrem André auf dem dunklen Hinterhof nicht geholfen hatten.

„Ach, ein Tsuki, na klar“, sagte er, „hast ein bisschen genuschelt, darum ...“

„War eben in Zeitlupe. Steh mal auf!“ Sie erhob sich von der Couch, Bernstein stand auch auf und stand ziemlich verloren da. Was sollte das denn jetzt?

„Du kennst dich ja bestimmt damit aus. André meinte immer, dass meine Hüftbewegung nicht knackig genug wär und deshalb meine Schläge wenig Kraft übertragen würden. Weiß nicht, ob ich das jetzt so ganz richtig wiedergegeben habe, aber – achte doch mal auf meine Hüfte.“

Bernstein achtete auf ihre Hüfte.

Magdalena stellte sich ihm gegenüber. Das vordere Bein hatte sie angewinkelt, das hintere durchgedrückt, eine Faust an der zu kontrollierenden Hüfte. Sie pustete eine Haarsträhne nach oben und hatte sie gleich wieder im Gesicht. Sie konzentrierte sich. Plötzlich fing sie an zu schreien und mit dem Schrei schnellte ihre Faust auf ihn zu. Er sah sie direkt auf sein linkes Auge zukommen, sie wurde größer und größer, zwei Knöchel wurden riesengroß! Dass sie sich im letzten Moment um hundertachtzig Grad drehte, die Faust, sah er nicht mehr.

Frontaler Einschlag! Er wankte zurück. Optimale Kraftübertragung, das spürte er gleich!

„Oh, Mist!“, rief sie.

Bernstein hielt sich das Auge. Um nicht hinzufallen, stützte er sich an einer Sessellehne ab. Hatte wehgetan. Mehr als das. Er unterdrückte ein Stöhnen und gab ein nicht eingeplantes Grunzen von sich.

„Tut mir echt leid, Peter! Mit dem Abstoppen klappt es bei mir leider nicht immer so. André hat immer gesagt ...“

Der Privatdetektiv ließ sich in den Sessel fallen. Was André immer gesagt hatte, würde er in diesem Leben nicht mehr erfahren, denn die Worte rauschten ungehört an ihm vorbei.

„Schwillt es schon an?“, fragte er.

„Kann nichts sehen, wenn du die Hand davorhältst. Soll ich dir einen Eisbeutel

...?“

Bernstein nahm die Hand weg.

„Na ja, so richtig dick ist es noch nicht geworden, aber bisschen grün und blau. Ich hol besser schon mal Eiswürfel aus dem Kühlschrank.“

„Nee“, murkte Bernstein, „ich muss gleich noch weg. Ich muss observieren.“

„Tut mir wirklich, wirklich leid, Peter! Trink mal noch ein Bier, ehe du gehst. So kannst du doch jetzt nicht gehen. Ich meine, mit welchem Eindruck von mir gehst du denn, wenn du jetzt gehst? Wir haben uns auch noch gar nicht richtig kennengelernt. Erzähl doch mal was von dir. Erzähl mir was von deinem Beruf, von dem Fall, an dem du dran bist.“

Bernstein war schwummrig. Zum

Glück saß er gut. War besser, wenn er die nächste halbe Stunde auf seinem Platz hocken blieb, statt wie ein Betrunkener zur Tür zu torkeln. Sie würde ihn sonst für einen Mann halten, der nichts einstecken konnte. Wollte er vermeiden, dass man ihn für so einen Mann hielt. Frauen plappern ja ständig und erzählen ihren Freundinnen alles bis in jede Einzelheit, dachte er, und bei Facebook ist sie bestimmt auch. Morgen weiß es die ganze Stadt, wenn sie einmal vor die Tür geht, um frische Luft zu schnappen, und bei Facebook werden mindestens zweihundert *Freunde* ihr Erlebnis *liken*. Scheiß Internet. Hielt ei gar nichts von.

„Mach dir keine Gedanken, Magdalena, ich bin das gewohnt, von Berufs wegen sozusagen.“

Tatsächlich wurde er in den fünf Jahren, die er als Detektiv arbeitete, lediglich ein einziges Mal tatsächlich angegriffen. Er hatte einen Mann observiert, der unter dem Verdacht stand, seine Frau zu betrügen. Bernstein war von dem Mann entdeckt worden, weil er mit seinem Wagen recht auffällig vor dessen Wochenendhaus gestanden hatte. Als er sich einmal die Beine vertreten wollte, war er von dem plötzlich herannahenden, schreienden und zornglühenden Ehemann gegen seinen Wagen gestoßen worden. War

keine große Sache. Und bisher der einzige Übergriff, den er während seiner Karriere erleben durfte. Den Mann hatte er Tage später mit Blitzlicht durchs Fenster fotografiert – ihn und seine Freundin, die sich gerade wie eine gierige Wurstesserin sein erigiertes Glied in den Mund stopfte. Beim Aufflammen des Blitzlichts kam es zu einem unbeabsichtigten Biss und zehn Minuten später kam der Notarzt. Der hatte er dann nicht mehr fotografiert.

„Hast bestimmt spannende Sachen erlebt, Peter.“

Er winkte ab, den Bescheidenen mimend.

Magdalena holte einen nassen Lappen, weil im Kühlschrank keine Eiswürfel

mehr waren. Er nahm ihr den Lappen ab und drückte ihn gegen sein Auge.

„Du gefällst mir, Peter“, sagte sie unvermittelt. „Ist mir übrigens echt peinlich, was eben passiert ist. Wenn ich einen Mann mag, mache ich oft solche verrückten Sachen, und die gehen eigentlich immer schief.“

„Musst dich nicht schon wieder entschuldigen. Ich leb ja noch.“ Er fasste sich an die Augenbraue und bemühte sich, das Gesicht nicht zu verzieren.

„Willst du heute Nacht hier schlafen, Peter?“, fragte sie in einem beiläufigen Tonfall. Sie sah ihn an wie die sprichwörtliche Unschuld vom Lande.

Bernstein wiegte seinen Kopf hin und

her. Er dachte an ihre Hüftbewegung mit optimaler Kraftübertragung. Wenn sie ihre Hüfte auch bei anderen Gelegenheiten so optimal einsetzt, dachte er.

Andererseits war ihm die Frau nicht geheuer.

Er ließ sich zu viel Zeit mit der Antwort. Kam sofort negativ rüber. Frauen dachten dann sofort: „Findest du mich hässlich, Peter?“

„Nein“, sagte er, „du bist ... recht hübsch.“

Das war die falsche Antwort, das sah er an ihrem Gesicht. Um sie von seinem Fauxpas abzulenken, erfüllte er ihren Wunsch und erzählte von seinem aktuellen Fall. Er übertrieb

selbstverständlich. Sie sollte in ihm den Mann sehen, der unerschrocken den größten Gefahren trotzte. Arnos Annahme, dass die Abspritzermorde mit den Vermisstenfällen in direktem Zusammenhang standen, kam ihm plötzlich zupass. Er stellte es so dar, dass er neben der Suche nach einem Vermissten auch noch dem Abspritzermörder auf der Spur war. Die verrückte Kleine aus dem unheimlichen alten Haus schilderte er dabei als gemeingefährlich und als Hauptverdächtige. Er würde ihrem Haus heute noch einen Besuch abstatten, er würde sich dort umsehen und Beweis um Beweis sammeln. Während er erzählte,

auch von dem, was er bei seinen Ermittlungen in der Schein-Bar erfahrer hatte, glaubte er selber klarer zu sehen.

Ja, dachte er, es konnte durchaus sein, dass die verrückte Kleine auch für die Abspritzermorde verantwortlich war. Doch wenn das stimmte, wenn sie die Frau war, die den Kampfkunstlehrer im Vorbeilaufen um die Ecke gebracht hatte, musste er sich extrem in acht nehmen.

„Du solltest nicht allein in das Haus gehen“, sagte Magdalena besorgt und fügte hinzu: „Ich begleite dich.“ Erst nach und nach schien ihr die Bedeutung seiner Worte aufzugehen. Plötzlich wirkte sie zu allem entschlossen. „Du meinst, diese Frau ist Andrés

Mörderin?“ Mit versteinerter Miene zeigte sie auf das Langschwert an der Wand und erläuterte: „Das ist kein Zierrat. Das ist geschliffener Stahl. Wenn diese Schlampe Andrés Mörderin ist, werde ich den geschliffenen Stahl in ihren verdammt Schlampenleib rammen.“

„Ich kann dich nicht mitnehmen“, sagte Bernstein und bereute gleich, ihr so viel erzählt zu haben, „das ist zu gefährlich. Es reicht, wenn sich einer in Gefahr begibt. Und ich werde dafür bezahlt.“

„Aber unbewaffnet hast du gegen dieses Vieh keine Chance, wenn schon André keine Chance gehabt hat.“

„Keine Angst, ich werde nicht

unbewaffnet sein. Ich nehme meine Bleispritze mit. Mit der hält mich niemand so leicht auf.“

Er dachte an das verrostete alte Ding, das im Schlafzimmerschrank unter seinen Socken versteckt lag. Er hatte es nie benutzt. Aber heute Abend würde er es mitnehmen. Er würde sich mit dem Ding besser fühlen. Und vielleicht würde er es sogar wirklich benutzen.

Magdalena nahm das Schwert von der Wand und zog es aus der Scheide. Sie hielt es mit beiden Händen wie ein Samurai und ließ es durch die Luft pfeifen. Diagonal geführte Hiebe, von oben nach unten und entgegengesetzt von unten nach oben. Und einmal, als sie ihren Körper drehte, ein seitlich

gefährter Streich. Da war sie schon wieder gefährlich nah bei ihm.

Bernstein wurde mulmig zumute. Er war vorsichtshalber ein paar Schritte zurückgetreten. Es war Zeit zu gehen.

An der Tür kitzelte ihn die Schwertspitze.

„Rufst du mich heute Nacht an?“

Er nickte nervös.

„Wenn ich nichts von dir höre, komme ich nach. MIT dem Schwert komme ich nach! Hast du verstanden?“

Abermals nickte er.

„Ja ... äh ... Magdalena.“

Als es Franz wieder besserging, verließ er erstmals seit Tagen sein Zimmer. Sein Gang war noch unsicher und wacklig. Für die paar Schritte bis zur Tür brauchte er eine gefühlte Ewigkeit und musste sich, als er es endlich geschafft hatte, eine Weile dagegenlehnen. Er stützte sich an der Klinke ab und fuhr mit dem Handrücken über seine Stirn.

Keine Schweißperlen, aber ein dünner, klebriger Schweißfilm lag darauf.

Er konnte sich nicht entsinnen, jemals derart krank gewesen zu sein. Sicher, Grippe mit Fieber, auch mit höherem Fieber, kannte er, aber dass er nicht

allein das Bett verlassen konnte, weder aufs Klo gehen noch zum Kühlschrank, das hatte er noch nie erlebt. Diese Erfahrung war ihm neu.

Es war ihm unsagbar peinlich, dass er sich wie ein Kleinkind von der Gräfin hatte füttern und waschen lassen müssen. Und seinen Nachttopf ...

Dass sie jede Nacht seinen Nachttopf geleert hatte, darüber wollte er lieber erst gar nicht nachdenken, das war ihm besonders peinlich.

Warum machte sie all das für ihn? Sie, eine Gräfin?

Eine Vampirin!

Die Frage, warum sie für ihn tat, was sie für ihn tat, würde er sich selber kaum beantworten können. Und er würde sie

sucht nicht fragen, warum sie sich so aufopferungsvoll um ihn kümmerte.

Wenn er sich all die Filme und Romane in Erinnerung rief, die er in seinem Leben gesehen oder gelesen hatte, musste er sein Bild, das er sich von Vampiren gemacht hatte, jedenfalls neu überdenken.

Nicht, dass er vorher an Vampire geglaubt hätte.

Nein, natürlich nicht!

Doch in den Romanen, die er gelesen, und in den Filmen, die er gesehen hatte, gab es keine Vampire, die so fürsorglich wie die Gräfin waren. Fürsorglicher als mancher Mensch. Manchmal auch rabiat, ja, aber in letzter Zeit überwog doch

ihre zärtliche Fürsorge.

Sie schien ihn tatsächlich zu mögen.

Franz tastete sich den Flur entlang zum Bad. Dort klappte er den Klodeckel hoch und setzte sich. Und blieb eine halbe Stunde erschöpft hocken. Unter ihm rieselte unaufhörlich Wasser ins Klobecken. Die defekte Spülung sollte sich vielleicht einmal jemand ansehen, dachte er, und bei der Gelegenheit könnte dieser Jemand ein 10er-Pack Klopapierrollen mitbringen. Waren nämlich bloß noch anderthalb Rollen da.

Als er fertig war und gespült hatte, wusch er sich am Waschbecken und betrachtete danach im Spiegel die Male an seinem Hals. Wann hatte sie ihn das letzte Mal gebissen? Oder einfach ihre

Eckzähne in die schon vorhandenen Male versenkt, um ihnen ein paar Tropfen zu entlocken? Nicht oft in den vergangenen ...

Tagen?

Wochen?

Vergangene Nacht hatte sie zu ihm gesagt, dass sie von nun an nicht mehr an seinem Hals naschen würde. Ja, sie hatte *naschen* gesagt.

In dieser Nacht war sie zu Scherzer aufgelegt gewesen. Er hatte ihre gute Laune ausgenutzt und sie Verschiedentliches über Vampire gefragt.

Ob Vampire fliegen könnten, zum Beispiel.

Ob sie sich vor silbernen, geweihten Kreuzen fürchteten.

Ob sie nachts in ihren Särgen schliefen.

Ob sie Hobbys hätten.

Ob sie unsterblich wären.

Eingegangen war sie nur auf wenige Fragen. Bei der Frage, ob sie sich vor silbernen, geweihten Kreuzen fürchteten, war ihr dunkles Lachen aufgeklungen. Brachten also anscheinend nichts, diese Dinger. Hatte er sich schon gedacht gehabt.

Bei der Frage nach der Unsterblichkeit war sie verstummt. Die Heiterkeit in ihrem Gesicht war einer todernsten Miene gewichen. Sie hatte ihm durchs Haar gestrichen und war wenig später

gegangen, ohne sich von ihm zu verabschieden oder ihm einen Kuss zu geben.

Den üblichen Kuss hatte er geradezu vermisst.

Franz trat in die Küche. Ging schor besser mit dem Laufen. Nur hin und wieder musste er sich vorsorglich an der Wand abstützen.

Er öffnete den Kühlschrank. Er war immer noch nackt. Er hatte sich mittlerweile daran gewöhnt. Oder sich fürs Erste damit abgefunden.

Im Kühlschrank griff er nach einer offenen Packung Milch. Er schnüffelte daran und verzog das Gesicht. War sauer. Und die einzige Packung in dem Kühlschrank.

Außer saurer Milch fand er bloß stilles Wasser. Enttäuschend. Was gab's denn zu essen? Nicht viel, wonach ihn gerade gelüstete.

Auf einem mit Zellophanfolie abgedecktem Teller lagen zwei Schnitzel. Kaltes Schnitzel – sak durchgebraten aus. Mal was anderes als Suppe.

Er nahm den Teller aus dem Kühlschrank und vertilgte heißhungrig beide. Dazu trank er, wohl oder übel, das stille Wasser. Während er an dem letzten Bissen kaute, fiel ihm plötzlich die verrückte Karla ein, die er die Treppe hinuntergestoßen hatte.

Die Gräfin hatte sie nach eigener

Aussage im Keller an die Wand gekettet.
Das war aber schon länger her.

Ob sie immer noch dort unten hing und am Leben war? Oder ob sie jetzt ausgesaugt, bleich und tot an den Ketten baumelte? Das fragte er sich.

Sieh doch nach!

Er trank seine Halb-Liter-Flasche Wasser aus, nahm eine weitere aus dem Kühlschrank und stand auf. Bis zur Kellertür waren es von der Küche aus nur wenige Schritte.

Unschlüssig blieb er stehen.

Er musste an etwas denken, was die verrückte Karla zu ihm gesagt hatte. Sie hatte von einem Monstermann im Keller gesprochen. Und von diesem Ulli, dessen Portemonnaie er unter seinem

Bett gefunden hatte.

Gab es unten im Keller tatsächlich eine Art *Monstermann*?

Blödsinn!

Warum nicht? Vampire gibt es schließlich auch, wie du vor kurzem feststellen durftest.

Er öffnete die Tür einen Spalt und drückte den Lichtschalter.

Das Licht flackerte.

Er wartete, bis das Flackern aufhörte.
Dann der erste Schritt.

Der zweite.

Der dritte.

Hinter ihm fiel krachend die Tür zu.

Mist!

Er würde jetzt nicht zurückgehen.

Warum auch? Die Tür war lediglich zugefallen. Mit dem Zufallen verschloss sie sich nicht von selbst. Und es war niemand im Haus, der jetzt den Schlüssel im Schloss herumdrehen könnte.

Also weiter!

Bummel nicht rum.

Er tapste die Treppe hinab und kam in den Kellergang. Das Licht von der Treppe reichte nicht bis dorthin und den Lichtschalter übersah er. Doch gleich hinter dem ersten Raum rechts von ihm leuchtete ein kleiner, diffuser Lichtkegel auf. Oder besser gesagt: Durch den Eingang sah er den Lichtkegel. Der Eingang verfügte nämlich über keine herkömmliche Tür.

Ein schmiedeeisernes Gitter, dachte Franz, nachdem er mit den Händen über einige der Streben gefahren war.

Kein Schloss. Er konnte es problemlos nach innen drücken. Ein nervtötendes Quietschen in den Angeln, als die Gittertür aufschwang.

Der Lichtkegel kam von dem brennenden Docht einer langen, dicken Kerze, die auf einem hockerartigen Gestell stand. Daneben ein merkwürdiger Stuhl, dessen Sitzfläche und Armlehnen mit Stacheln besetzt waren.

Franz ließ seinen Blick über die Wände schweifen, als er plötzlich jemanden stöhnen hörte.

Die verrückte Karla!

Sie saß mit geschlossenen Augen auf einem hölzernen kleinen Hocker in einer Ecke des Raums. Ihr rechter Arm war angekettet und lag in ihrem Schoß, der linke hing affenartig herab, während ihr Kopf, der rechten Schulter zugeneigt, an der Wand lehnte. Die Unterschenkel ihrer Beine hatte sie seltsam gekreuzt, so dass ihre Füße mit den Außenrändern den Boden berührten. Vor dem Hocker stand ein Nachttopf mit einem Bodensatz Wasser.

Die Verrückte öffnete ein Auge und sah ihn teilnahmslos an.

„Hallo, Karla!“, sagte Franz, rechtfreudlich. Oder so freundlich, wie man

zu einem Menschen sein kann, von dem man mit einem Messer attackiert wurde.

Keine Antwort.

„Möchtest du etwas trinken? Ich habe hier Wasser.“ Er zeigte auf die Flasche in seiner Hand. Als auch darauf keine Reaktion kam, hielt er ihr die Flasche direkt vor die Nase.

Ganz leise sagte sie etwas zu ihm, das er nicht verstand.

„Was hast du gesagt?“, fragte er.

„Dooo ...“, hauchte sie.

„Was?“

„Doooof.“

„Was ist doof?“

„Doooofaaarsch.“ Es klang beinahe liebevoll.

„Du erkennst mich also wieder“, stellte

er fest.

Sie nickte andeutungsweise. „Kla... aar.“

Er deutete erneut auf die Wasserflasche. „Guck mal, habe ich dir mitgebracht.“

Die Kette klackerte über den Boden. Karla griff mit beiden Händen nach der Flasche. Es war, als würden zwei schlecht geölte Roboterarme eine komplizierte Streckbewegung ausführen.

Franz kam ihr ein Stück entgegen und unterstützte sie, als sie die Arme zurückzog und den Flaschenhals zum Mund führte.

Karla trank hastig, verschluckte sich und spuckte in den Nachttopf vor ihr.

Dann sah sie ihn wieder an. „Hast du ...?“

„Ja?“

„Hast du ...?“

„Was habe ich?“, fragte Franz geduldig.

„Schlüssel?“

„Wofür?“

Sie rasselte mit der Kette, und sein Blick fiel auf den dicken Armreif an ihrem Handgelenk.

Ich Idiot! Ja, klar, den Schlüssel meinte sie, dachte er.

„Nein“, sagte er.

In ihrem linken Auge bildete sich eine Träne. Er konnte förmlich dabei zusehen, wie sie sich zu einer glasigen Perle wölbte und zerfiel und wie sie dann über

ihre Wange rann.

„Ich kann nach dem Schlüssel suchen gehen.“

Ihr trauriger Gesichtsausdruck hellte sich zu einer Miene vager Freude auf.

„Hat dich die Gräfin gut behandelt?“

Sie zuckte die Achseln.

„Du ...“, sagte sie. Sie drückte die halbgeleerte Wasserflasche. Es knackte, und oben spritzte etwas Wasser heraus. Ein Teil traf ihn im Gesicht.

„Ja?“

„Töten!“

Unwillkürlich bewegte er sich von ihr weg. Vor ihm erschien ein Abbild der gesunden, tatkräftigen und zu allem entschlossenen Karla, der verrückten

Karla mit dem Messer. Dieselbe, die ihm eine Schnittwunde am Hals zugefügt hatte.

„Du willst mich töten? Weshalb? Ich habe dir doch nichts getan.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Doo ... Doo ... Doofarsch“, wisperete sie. „Du musst ... töten.“

„Wen denn?“ Im Nachhinein fand er seine Frage unglaublich naiv.

Na wen wohl, dachte er, so viele Leute gibt es hier nicht, die man töten könnte.

„Die Frau im Sarg.“

„Die Frau im Sarg?“, wiederholte er. „Lieg die Gräfin wirklich ...? Wo ist der Sarg?“

Karlas Kopf ruckte ein Stück zur Seite „Zwei Räume ... weiter“, sagte sie.

Einen Moment schwiegen sie beide. Franz musste darüber nachdenken, was Karla von ihm forderte. Die Gräfin töten? Ja, sie war eine Vampirin, und Vampire waren eine Bedrohung, doch ... er wollte sie nicht töten oder vernichten (oder wie auch immer die korrekte Bezeichnung in diesem Fall war). Oder wollte sie *nicht mehr* töten oder vernichten. Oder ...

Mal abgesehen davon, dass er gar nicht wusste, wie er es anstellen sollte und er sich zudem mit Unbehagen an seinen einzigen misslungenen Versuch und ihre heftige, für ihn äußerst schmerzhafte Reaktion darauf erinnerte. Sein ganzer Körper erinnerte sich daran und sandte

augenblicklich Schmerzwellen aus. Und erinnerte sich nicht bloß an den Schmerz, sondern auch an ihre schier übermenschliche Kraft und Schnelligkeit.

Es war eben nicht so einfach, wie es einem in den Filmen und Romanen vorgegaukelt wurde: Pflock ansetzen, draufhämmern wie ein Hufschmied und Problem gelöst. Nein, das waren Ammenmärchen, die man kleinen Kindern erzählen konnte, aber nichts, was in der Realität funktionieren würde.

Ich liebe die Gräfin, dachte Franz – und: Ich habe manchmal so furchtbare Angst vor ihr, dass ich wünschte, sie wäre ...

Tot?

Kann es sein, dass du gar nicht genau weißt, was du willst?, fragte er sich.

Ja, gab er sich selbst zur Antwort, das ist wohl das Grundproblem meines Lebens und der Pfeiler meines Charakters. Ich bin der Mann, der nicht weiß, was er will. Der das aber genau weiß.

Ich bin der Mann mit den ambivalenten Gefühlen, der Hin- und Hergerissene, der Heute-so-morgen-so-Mensch. Ich bin der, der alles anfängt und nichts zu Ende führt.

Kurzum: ein Versager!

Aber immerhin, dachte er weiter, bin ich kein Großmaul, das Dinge verspricht, die es nicht halten kann. Kein

menschlicher Wicht mit dem Imponiergehabe eines Berggorillas und dem Herzen eines vom Fluchttrieb geplagten Rehs.

Auch kein Trost, aber ...

Ich kann die Gräfin nicht töten. Ich kann es nicht!

Abermals wandte er sich Karla zu. Ihr flehentlicher Töte-für-mich-Blick haftete auf ihm.

„Ich werde nach dem Schlüssel suchen.“

Sie nickte. „Beides ... gleichzeitig.“

Was meinte sie jetzt damit? Begriffsstutzig starrte er sie an. „Was gleichzeitig?“

„Schlüssel und töten. Falls sie schläft, kannst du beides ... in einem Aufwasch

tun.“

In einem Aufwasch – die Frau hatte Nerven!

Aber was den Schlüssel anging, hatte sie recht. Ihm fiel ein, dass er gar nicht nach ihm suchen musste, dass die Gräfin den Schlüssel für das Schloss an seinen Ketten immer bei sich getragen hatte. Vermutlich war es eine Art Universalschlüssel für sämtliche Kettenschlösser in diesem Haus.

Musst ihn dir nur nehmen.

Doch Franz war nicht nur der Mann, der nicht weiß, was er will. Er war auch der Mann, der das Unangenehme stets in der stillen Hoffnung darauf vor sich herschob, dass es sich von selber

erledigte. Er war der Meister der Prokrastination.

Außerdem musste er auf einmal dringend etwas erfahren. Und das war (zum Glück) nur möglich, wenn er wieder nach oben ging.

Erst mal raus aus diesem verfluchten Keller.

„Ich muss vorher ...“, begann er und sah Karla den Rest aus der Flasche trinken. „Ich bring dir gleich noch eine Flasche Wasser. Und was zu essen. Möchtest du etwas Bestimmtes essen?“

Karla erzählte ihm, dass die Gräfin jede Nacht zu ihr käme, um ihr Essen einzuflößen. Viele Tage gab es eine fade schmeckende Suppe. Gestern erstmals Schnitzel. Sie hätte gern wieder

Schnitzel.

„Hmm“, machte Franz, der den Geschmack der beiden letzten Schnitzel aus dem Kühlschrank noch auf der Zunge und am Gaumen hatte. „Mal schauen, was ich finden werde.“

„Sei ... vorsichtig“, sagte Karla. „In Keller ist außer uns ... und der Gräfin ... noch jemand.“

Ach ja, der Monstermann. Danke für die Erinnerung!

Er drehte sich unvermittelt um, als erwartete er, dass gerade in diesem Moment eine Gestalt in den Raum stürzen würde, um ihn zu attackieren. Ehe er sich umdrehte, hatte er einen eisigen Hauch in seinem Nacken gespürt.

Alles Einbildung!

Niemand kam in den Raum.

Aber jeden Moment *könnte* ER kommen, der Monstermann.

„Er ist eingesperrt“, beruhigte ihn Karla.

„Er ist grauenhaft hässlich und riesengroß“, beunruhigte ihn Karla.

„Hmm“, machte er abermals und sein Herz fing an, *Bumm-bumm-bumm* zu machen und hörte nicht auf, *Bumm-bumm-bumm* zu machen! Er beeilte sich, wieder nach oben zu kommen. Er musste nachdenken, musste sich seine nächsten Schritte sorgfältig überlegen, musste etwas ausprobieren. Ja, genau, gleich jetzt musste er etwas ausprobieren!

Er öffnete die Haustür.

Draußen dunkelte es bereits. In sanften Schüben wehte der Wind zu ihm herein und über seinen nackten Leib. Franz schloss die Augen und sog die frische Luft in seine Lungen. Dann trat er ein paar Schritte zurück.

Wollen mal sehen, ob die Barriere noch da ist – und wenn ja, ob ich sie nicht durchbrechen kann.

Er ging in die Hocke wie ein Sprinter, der auf den Startschuss wartet.

Eins, zwei, drei – und los!

Er spürte, wie seine Kräfte zurückkehrten. Sein Fieber, die lange Krankheit, all das war mit einem Mal vergessen. Für die wenigen Schritte bis zu der unsichtbaren Barriere war er *The*

Flash, war er *der Rote Blitz*. Ja, er war eine verrückte Comicfigur, und wie eine verrückte Comicfigur schrie er jetzt. Sein Schrei hatte die Macht, sämtliche unvorhandenen Barrieren zu zerstören, so stark war sein Schrei, und als er tatsächlich durch die offene Tür kam, ohne den geringsten Widerstand, schrie er noch lauter und an der Eingangstreppe stieß er sich ab.

Ein nackter Mann, der in die Freiheit sprang.

Er kam auf dem Rasen auf und schlidderte darüber wie über einen zugefrorenen See. Er fiel und streckte begeistert die Arme aus, während er fiel. Die Erde, noch aufgeweicht vom letzten Regen, empfing ihn sanft. Ja, die Erde

nahm ihn zärtlich auf und drückte ihm
ihren feuchten Dreck auf die Lippen.

Mit einem Grashalm im Mund blieb er
liegen.

Er fand, es war ein guter Zeitpunkt, um
seine Lage zu überdenken, mitten auf
dem Bauch von Mutter Natur.

Selbstverständlich nahm er nicht
wirklich an, dass er die Barriere einfach
weggeschrien hatte. Das Adrenalin in
ihm hatte ihn euphorisiert. Ehe er die
unsichtbare Barriere überwand, schoss
es durch sein Blut, und als er die
unsichtbare, nur für ihn vorhandene
Barriere überwunden hatte, erreichte es
neue Höhen.

Mit der Nase im Dreck dachte er an die

Nacht zurück, in der die Gräfin mehr als die üblichen paar Tropfen Blut von ihm getrunken hatte. In jener Nacht hatte sie große Macht über ihn gehabt. Sein Blut hatte ihre hypnotische Kraft, ihren Einfluss auf ihn, gestärkt, sie konnte ihre Macht jedoch lediglich halten, wenn sie regelmäßig von ihm trank – und mehr als ein paar Tropfen.

Sie hat ihre Macht über dich verloren, dachte er.

Was sollte er jetzt tun?

Sein Adrenalin, seine wiederaufkeimende Lebensfreude nahm ihm die Entscheidung für den Moment ab. Wie ein Springteufel schoss er hoch und fing an zu tanzen, zu hüpfen, sich endlos um die eigene Achse zu drehen.

Er schrie: „Ich kann rausgehen! Ich kann das Haus verlassen! Und niemand kann mich hindern! Niemand! Niemand!“

Er sprach mit ein paar ihn blöde anglotzenden Bäumen und hörte auf einmal eine Stimme.

„Hey, du!“, sagte die Stimme.

Franz wandte sich irritiert um. Die Stimme kam aus einem Busch.

Franz glaubte nicht an Gott.

Er wollte schon aufatmen, als plötzlich eine Gestalt hinter dem Busch hervortrat. Der Mann hatte eine Schusswaffe, und der Lauf der Waffe zielte direkt auf seinen Bauch.

Wieder spürte Franz einen Adrenalininstoss, aber er fühlte sich

diesmal anders an. Diesmal wurde er von keiner wie auch immer gearteten Euphorie ausgelöst. Nackte Angst war seine Ursache.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie ... von mir?“

Der Mann setzte ein gekünsteltes Lächeln auf.

So lächeln sadistische Mörder, dachte Franz, so lächeln sie, ehe sie einen Menschen kaltblütig über den Haufen schießen.

Welche Ironie! Nach Tagen oder Wochen in Gefangenschaft, gequält und begehrt von einer schönen wie grausamen Vampirgräfin, musste seine erste Begegnung in Freiheit der Tod sein. Der Tod in Gestalt eines

heruntergekommen aussehenden Mannes in einem zerknitterten Mantel. Wie erbärmlich!

Stirb manhaft, dachte Franz, stirb wie ein echter Mann.

Doch seine Knie schlitterten und seine Stimme zitterte und weigerte sich gegen seinen Willen, sein Leben mit einem heroischen Satz zu beenden.

Seine Stimme sagte: „Bitte töten Sie mich nicht!“, und sie klang wie das jämmerliche Gewinsel eines erbärmlichen Wurms.

Ja, ein Wurm, das bin ich, dachte er, und wie ein Wurm, so ende ich.

Das ist mein Schicksal.

Bernstein fuhr die Straße hinauf. Die Büsche hatten während seiner Abwesenheit weiter gewuchert; es schien, als würden unzähligedürre Arme nach der Straße greifen oder heimlich eine Sperre errichten wollen, um Leuten wie ihm den Zugang zu erschweren.

Der Privatdetektiv hielt heute nicht in Sichtweite des Hauses. Er fuhr noch ein Stück weiter in einen Waldweg hinein.

Den Wagen parkte er am Wegrand zwischen zwei weit auseinanderstehenden Bäumen, deren Kronen so mächtig waren, dass ihre Äste

und Zweige ineinandergriffen und sie wie ein einziges, miteinander verwobenes Geflecht anmuten ließen. Unter diesem Dach wähnte er seinen Passat einigermaßen geschützt.

Bevor er ausstieg, öffnete er das Handschuhfach und nahm seine Schusswaffe heraus. Er drehte und wendete sie unentschlossen in der Hand. Brauchte er das Ding wirklich? Bisher war er immer gut ohne ausgekommen.

Aber bisher war er auch nie in ein fremdes Haus eingedrungen.

„Eingebrochen“, murmelte er vor sich hin. „Wenn du falsch liegst und sie dich am Arsch kriegen, dann ...“

Er führte den Satz nicht zu Ende.

„Wenn du richtig liegst, kommst du

ohne nicht aus.“

Was er bisher über die *durchgeknallte Alte*, wie er sie für sich nannte, gehört hatte, mahnte ihn zur Vorsicht.

War sie wirklich so stark und schnell, wie Harry ihm weismachen wollte? Für ihn war es kaum vorstellbar, dass eine Frau einen kräftigen Mann mühelos „lang machte“, wie Harry es formuliert hätte.

Hatte sie tatsächlich mit den Abspritzermorden zu tun? Wenn nach Arnos Theorie beides zusammenhing, die Vermisstenfälle mit den Abspritzermorden, war sie unzweifelhaft die Serienkillerin, die die Polizei suchte. Stellte sich nur die Frage,

weshalb sie die einen in abgelegenen Parks, im Wald oder auf dunklen Hinterhöfen tötete und die anderen mit in ihr Haus nahm, wo ihre Spur jedes Mal endete.

Was machte sie mit den Typen aus der Bar?, fragte sich Bernstein. Warum fand man sie nicht wie die anderen: tot, mit aufgerissenem Hals und aus der Hose hängendem tropfenden Schwanz?

Je länger er darüber nachdachte, desto weniger abwegig fand er Arnos Theorie. Und das Verbindungsglied schien tatsächlich die Frau in Schwarz zu sein. Aber das würde bedeuten, dass sie eine Serienmörderin war. Ja, er musste vorsichtig sein. Diese Frau war gefährlich.

Angespannt näherte er sich dem Haus. Heute verspürte er einen seltenen Tatendrang. Nachdem er bei Magdalena gewesen war, hatte er zu Hause am Computer noch schnell einen Blick auf sein Konto geworfen und sich über tiefschwarze Zahlen gefreut. Der alte Hüssing hatte überwiesen, sogar mehr als vereinbart. Das spornte ihn an. Heute wollte er Nägel mit Köpfen machen. Heute wollte er den großen Hammer schwingen. Er konnte diesen Fall schließlich nicht bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag hinauszögern.

Höchstens noch ein, zwei Tage, dann war wieder Vollmond. Und danach müsste das Biest ja wieder in der Bar

aufschlagen. War bislang immer so gewesen. Sie sich in der Bar zu schnappen, war möglicherweise weniger gefährlich. Doch Bernstein vermutete, dass nach dem nächsten Vollmond Arno und seine Leute in der Bar auf sie warten würden. Er musste schneller sein als Arno und seine Leute. Noch war er ihnen gegenüber im Vorteil. Denn im Gegensatz zu ihnen wusste er, wo die Frau lebte. Arnos Mordkommission tappte sich noch fleißig durchs Dunkel ihrer Unwissenheit.

Bernstein wollte die Lorbeeren ernten, alle Lorbeeren. Die Vermisstenfälle aufklären und bestenfalls die Abspritzermörderin dingfest machen. Einmal im Leben ein Held sein. Dazu

hatte er sich eben entschlossen. Mal schauen, wie lange es anhielt.

Der Privatdetektiv umrundete das Haus. Dahinter ragte im abendlichen Halbdunkel der Wald auf. Er schaltete seine Taschenlampe ein, hielt sie aber gesenkt, um nicht zu sehr aufzufallen. Auffällig genug verhalten hatte er sich ja schon bei seinen Observierungen. Sein Wagen hatte immer viel zu dicht am Haus gestanden. Für den Fall seiner Entdeckung wäre er jedoch nicht in Erklärungsnot geraten. Er hätte sich dann einfach als Kaufinteressent ausgegeben. Oder eine Autopanne vorgetäuscht. Irgend sowas. Er war ja nicht blöd. Nur ein bisschen bequem.

Wenn man ihn jetzt sah, wie er ums Haus schlich, musste er sich wohl was Neues ausdenken.

Er hob seine Taschenlampe ein wenig an. Hinten gab es keinen Eingang zum Keller, wie er gehofft hatte. Und die Hintertür sah massiver aus als die Tür vorn. Passte ihm gar nicht.

Er senkte die Taschenlampe wieder und ging weiter ums Haus, bis er im Vorgarten stand. Wenn man die wildwuchernden Gräser denn als Garten bezeichnen wollte. Sein Blick fiel auf den Eingang. Wenn er sich nicht täuschte, bewegte sich gerade die Türklinke, wie in Zeitlupe senkte sie sich.

Der Privatdetektiv schaltete die Taschenlampe aus und verschwand rasch hinter einem Gebüsch an der linken Seite des Hauses.

Er fingerte nach der Pistole in seinem Mantel, entsicherte sie.

Er hatte noch nie jemanden aus diesem Haus kommen sehen, fiel ihm ein, immer nur hinein. Dieses Haus verschlang die Menschen wie ein gefräßiges Ungeheuer.

Jetzt schwang die Tür auf und offenbarte das dunkle Innere.

Kein Licht drang nach draußen.

Dann – ein Schrei aus dem Dunkel! Kein gewöhnlicher Schrei – ein Urschrei!

Er hob die Pistole an, als eine Gestalt

in der Tür sichtbar wurde, sich in Höhe der Fußmatte abstieß und einige Meter weit und mindestens einen Meter hoch durch die Luft sprang, dabei mit den Beinen strampelnd wie jemand auf einem unsichtbaren Fahrrad mit allzu langen Pedalen. Die Gestalt landete auf dem regenfeuchten Rasen, rutschte über den regenfeuchten Rasen, zog zwei ungleichmäßige Furchen hinein und fiel schließlich mit ausgestreckten Armen und mit Gesicht und Nase voran auf die Erde. Blieb liegen. Rührte sich eine Weile nicht.

Die Gestalt war nackt, und Bernsteir identifizierte in ihr den jungen Kerl, den die durchgeknallte Frau vor wenigen Wochen angeschleppt hatte.

Er lebte also noch. Ein gutes Zeichen dafür, dass Ulrich Hussen auch noch lebte?

Plötzlich sprang der nackte Mann auf. Er hüpfte, er tanzte, schließlich drehte er sich wie ein verrückter Brummkreisel. Dann begann er laut zu schreien: „Ich kann rausgehen! Ich kann das Haus verlassen! Und niemand kann mich hindern! Niemand! Niemand!“

Er zeigte auf einen Baum. „Auch du nicht!“ Er zeigte auf einen anderen Baum. „Auch du nicht!“ Er fuchtelte mit den Händen durch die Luft. „Ätschbätsch! Ätschibätsch! Ätschibääätsch!“

Völlig durchgeknallt, dachte Bernstein,

passt ausgezeichnet zu der durchgeknallten Alten. Die beiden Durchgeknallten, die sich gegenseitig ...

„Hey, du!“, rief Bernstein.

Er trat auf den Rasen, deutete mit einer Hand auf den Mann. Es war die Hand mit der Pistole.

Der Nackte kriegte fast 'nen Herzasper, als er die Schusswaffe sah, und hob zittrig die Hände in die Höhe.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie ... von mir?“

Bernstein versuchte sich an einem freundlichen Lächeln. Mislang völlig. Verrutschte zu einer schiefen Grimasse.

„Bitte töten Sie mich nicht!“

„Nun piss dir nicht gleich in die ... Kannst die Hände runternehmen!“

Der Nackte ließ die Hände oben.

„Ich würd mir gern mal dein Haus von innen anschauen“, sagte der Privatdetektiv, „das darf ich doch, oder?“

„Ist nicht mein Haus“, entgegnete der Durchgeknallte.

Bernstein nickte. „Ich weiß, dass das nicht dein Haus ist. Aber die Hauseigentümerin scheint ja nie zu Hause zu sein.“

„Wenn sie zu Hause wäre, würde sie Sie nicht reinlassen. Und ich werde Sie auch nicht reinlassen.“

„Du vergisst, wer hier die Waffe hat“, sagte Bernstein. „Die hab nämlich ich.“ Er fuchtelte mit dem Ding herum. „Kuck

mal.“

„Wenn Sie sich strafbar machen wollen, er... erschießen Sie mich doch. Wer sind Sie überhaupt?“

„Mein Name ist Bernstein. Wie der...“ Lass die Scherze, Bernstein, dachte Bernstein. „Ich bin Privatdetektiv und habe den Auftrag, den Aufenthaltsort eines gewissen Ulrich Hussing ausfindig zu machen. Der ist nämlich seit einiger Zeit wie vom Erdboden verschlückt.“ Es wurde deutlicher: „Oder von diesem Haus da verschlückt. Oder gar nicht mehr am Leben.“ Er kratzte sich am Kopf wie Columbo. Er hätte zu gern mit einer kalten Zigarre gewedelt. „Wo ist deine kleine Freundin jetzt?“

„Meine Freundin? Ich habe keine

Freundin.“

„Was machst du dann in dem Haus? Ist das 'ne scheiß Wohngemeinschaft, oder was? Ich habe den Verdacht, dass deine, hm, Bekannte eine verdammte Serienkillerin ist. Und du könntest ihr Komplize sein. Bist du ihr Komplize?“

Bernstein glaubte nicht, dass der Flitzer vor ihm der Komplize der durchgeknallten Kleinen war. Sein Riecher sagte ihm: Der hat damit nichts zu tun. Der ist eher ein Opfer. Doch er wollte den Kerl aus der Reserve locken.

„Bei dringendem Tatverdacht wäre ich berechtigt, dich festzunehmen.“

„Sie sind kein Polizist, Sie sind zu gar nichts berechtigt.“

„Nach Paragraph 127 Absatz 1 der Strafprozessordnung kann ich dich vorläufig festnehmen“, leierte Bernstein den einzigen Paragraphen herunter, den er auswendig im Kopf behalten hatte. Paragraphen eigneten sich immer gut, um Leute einzuschüchtern, auch wenn sie gar nicht zutrafen.

„Und bei welcher Tat wollen Sie mich erwischt haben?“, fragte das Jüngelchen. Der Privatdetektiv grinste. „Weiß nicht. Erregung öffentlichen Ärgernisses? Exhibitionistische Handlungen?“ Es wurde langsam stockdunkel und Bernstein war kalt. Er hätte jetzt lieber in seinem Wagen gesessen, statt hier draußen rumzustehen.

Oder in dem Haus, obwohl er keine Wärmerekorde oder gar eine Heizung in der alten Bruchbude erwartete.

Er rang mit sich. Wenn er unbefugt in das Haus eindrang und diesen, wie hieß der eigentlich?

Er fragte nach dem Namen. Der Name wurde ihm genannt: „Franz.“

Wenn er also unbefugt in das Haus eindrang und diesen Franz weiter mit seiner Pistole bedrohte, könnte es richtig Ärger geben. Der Verlust seiner Lizenz wäre das Wenigste. Er sah schon eine besonders dicke Stahltür in der Justizvollzugsanstalt von Dölinghausen hinter sich zufallen, hörte einen Vollzugsbeamten hämisch kichern und spürte beinahe körperlich, wie ihm ein

sadistischer Mitgefangener eine
scharfkantige Glasscherbe in den
Rücken bohrte.

Es war eine Sache, in ein Haus einzudringen, in dem sich niemand aufhielt, und eine andere, sich bewaffnet Zugang zu verschaffen, Menschen zu bedrohen.

Jetzt kneif nicht wieder, Bernstein, dachte er, zieh einmal eine Sache durch. Wer wollte denn gerade noch alle Lorbeeren ernten, ein Held sein? Das ist deine Chance.

„Okay, Franz, genug der Diskussionen, wir gehen jetzt ins Haus. Hopp-hopp! Beweg mal dein Schwänzchen in die andere Richtung.“

Es funktionierte. Dieser Franz drehte sich um und lief voran ins Haus. Bernstein steckte die Pistole in seinen Mantel und folgte ihm.

„Gibt es hier kein Licht“, fragte er, als sie in der Diele standen.

„Ich hab hier noch nie Licht gemacht“, bekam er zur Antwort.

Das hatte er doch gar nicht gefragt.
„Also gibt es hier kein Licht?“

„Glaub nicht.“

Ist doch keine Frage des Glaubens, dachte Bernstein.

„Zeig mir doch mal die Räumlichkeiten. Ich will mir das Haus von oben bis unten anschauen.“

„Oben ist nichts außer ein bisschen

Gerümpel.“

„Und was ist hinter dieser Tür?“, fragte Bernstein und drückte schon die Klinke herunter.

„Das ist mein Zimmer.“

„Dein Zimmer?“ Sie traten in den Raum. „Schönes großes Bett“, sagte der Privatdetektiv, „reicht für drei. Schläfst du hier allein oder ...“ Er zwinkerte mit einem Auge.

„Ja“, sagte Franz.

„Und was ist mit der Zuckerschnecke. Wo schläft die?“

Nun kam die bescheuertste Antwort:
„Weiß nicht genau.“

Entweder hatte man dem Typen das Hirn diese Nacht rausgehobelt oder ...
„Gibt es hier im Haus keine weiteren

Schlafzimmer?“, fragte Bernstein, während er sich umsah. Auf dem Nachttisch standen ein Fläschchen Duftöl und ein umgekippter Kerzenleuchter. Hinter dem Bett fand er etwas Interessantes. Er bückte sich.

„Nein, nur dieses.“

Der Privatdetektiv langte nach der Kette und kam wieder hoch. War ein schweres Ding mit massiven Kettengliedern. Rasselte ordentlich. „Du willst mich verarschen, was?“

Franz sagte nichts.

„Sag, hast du nichts zum Anziehen? Oder läufst du immer rum wie Tarzan, nachdem ihm Cheetah seinen Lendenschurz gemopst hat?“

„Meine Sachen wurden mir weggenommen.“

„Und dann hat dir deine Herrin keine neuen gekauft, oder wie?“

„Die Gräfin ...“

Bernstein unterbrach ihn. „Die Gräfin? Interessant! Die Gräfin und ihr Knecht.“ Er lachte. „Hör zu, ich hab dich vor ein paar Wochen gesehen, bei deinem Einzug sozusagen. Dich und die Gräfin. Und ich hab Nachforschungen angestellt. Inzwischen habe ich ein paar Vermutungen, was diese *Gräfin* angeht. Ich glaub, dass die sich nach jedem Vollmond einen Lustsklaven beschafft. Nach jedem Vollmond einen neuen. Was sie mit den ausgedienten macht, weiß ich

nicht, aber da kannst du mir vielleicht weiterhelfen. Zum Beispiel bei der Beantwortung der Frage, was aus Ulrich Hüssing geworden ist?“

Er sah, wie es in dem Gesicht des Flitzers zuckte.

„Du kennst Ulrich Hüssing, nich^t wahr?“

Wieder keine Antwort.

„Okay, wenn du nicht sprechen willst“, er warf die Kette aufs Bett, „dann schauen wir uns weiter im Haus um. Vielleicht finden wir ja ein paar Leichen, zum Beispiel im Keller.“ Er hatte plötzlich eine verrückte Idee.

„Oder werden die ausgedienten Lustsklaven im Keller eingesperrt und womöglich noch zusätzlich angekettet?“

Man weiß ja nie, was in den Köpfen von durchgeknallten Weibern so vorgeht.“

Sie stiegen den Keller hinab. In Bereich der Treppe gab es Licht, im Gang scheinbar nicht. Der Flitzer ging verdächtig schnell an der ersten Tür vorbei. Bernstein schaltete seine Taschenlampe ein. Das war ein Gitter, keine normale Tür. Er leuchtete hindurch. Der Lichtstrahl fiel auf eine riesige Kerze oben auf einem Gestell, die die Mitte des Raums schummrig erhellt. Er hörte ein Geräusch. Zu leise, um es einordnen zu können.

Bernstein stieß die Gittertür auf, machte vorsichtig zwei, drei Schritte in den Raum hinein. Im Halbkreis ließ er

das Licht seiner Taschenlampe über die Wände gleiten. Der Lichtstrahl blieb auf einer Gestalt hängen. Einer Frau, die wie leblos auf einem Hocker saß und mit dem Rücken an der Wandecke lehnte. Ihr Kopf war auf die rechte Schulter gefallen. Vor ihr auf dem Boden stand ein Nachttopf.

Dieser Franz trat hinter ihn.

„Ist die Frau tot?“

Im dem Moment, als er fragte, hörte er ein Schnarchgeräusch. Dann war es wieder still.

„Was macht die Frau hier? Warum ist sie angekettet? Kannst du mir das erklären?“

Bernstein drehte sich zu Franz um.

„Was hast du mit der Sache zu tun?“

Hast du sie angekettet?“

Ein Kopfschütteln antwortete ihm.

„Franz, Franz, für deine Zukunft seh ich schwarz. Ich seh dich schon die nächsten Jahre gebückt in 'ner Knastdusche, endlos Seifen aufhebend.“

Der Typ kratzte sich im Schritt. „Ich bin auch nur ein Opfer“, sagte er.

„Ja, ein Opfer, das vor wenigen Minuten noch fröhlich im Vorgarten herumhüpste.“ Bernstein dachte nach. Er wusste nicht mehr, welcher Theorie er Glauben schenken sollte. Er fühlte sich überfordert. „Warum bist du nicht einfach geflüchtet, wenn die Tür offen war? Das versteh ich nicht, das versteh, wer will. Ich mein, wenn du wirklich ein

Opfer und kein Mittäter bist.“

„Da war eine Barriere.“

„Eine Barriere? Was für eine Barriere?“

„Eine unsichtbare“, bekam er zur Antwort. „Die war nur für mich vorhanden. Ich konnte sie lange Zeit nicht überwinden.“

Der Privatdetektiv tippte sich an die Stirn. „Für dich seh ich echt schwarz, Franz. Wahrscheinlich landest du eher in der Klapse als ...“ Er atmete tief ein und stieß die Luft durch die Nase aus. „Um die Frau kümmert mich mich später. Ich will mir vorerst einen Überblick über diesen Keller verschaffen. Gibt es hier unten noch mehr arme Säue, die in Ketten liegen? Warten weitere

Überraschungen auf mich? Paar Leichenteile vielleicht? Warn mich ruhig vor, dann muss ich mir nicht ständig die Hosen vollpissen.“

„Ich hab mir noch nie den ganzen Keller angesehen. Ich darf eigentlich nicht in den Keller gehen.“

„Wer sagt das?“, fragte Bernstein, „Mami? Wie ist eigentlich der Name von Gräfin Mami?“

Er erntete einen gereizten Blick. „Ihrer Namen hat sie mir nie genannt.“

„Ihr seid mir ja eine schöne Familie. Den ganzen Tag am Rumjuckeln, aber immer noch per Sie.“ In den zweiten Raum warf Bernstein lediglich einen gelangweilten Blick. „Sieh an, ein

kleines Schlafkämmchen“, kommentierte er das Gesehene. „Da wird aber wohl kaum deine hochwohlgeborene Gräfin schlafen, schätze ich.“ Er lachte.

Schließlich kamen sie in den Raum, in dem der Sarg stand. Seltsamerweise zuckte Bernstein nicht einmal mit den Augenlidern, als er mit diesem unheimlichen *Möbel* konfrontiert wurde. Ihn konnte heute gar nichts mehr erschrecken. So dachte er jedenfalls.

Doch da dachte er falsch.

Franz war durch Karla darauf vorbereitet, dass sie im dritten Raum auf den Sarg stoßen würden, aber im Gegensatz zu dem Privatdetektiv, der es relativ gelassen hinnahm, begann sein Herz augenblicklich schneller zu schlagen. Dieser Bernstein ging einmal um den Sarg herum, bückte sich an der einen oder anderen Stelle, strich mit einem Finger über die Holzmaserung oder schüttelte mit dem Kopf wie jemand, der über einen besonders makabren Scherz nicht so recht lachen kann. Dann fingerte er an dem Kopfteil, auf der Seite, an der das Scharnier

angebracht war. Er bemerkte seinen Irrtum und wechselte auf die andere Seite. Ehe er das Kopfteil anhob, schaute er Franz an. Er zögerte.

„Öffnen Sie den Sarg bitte nicht!“

„Warum nicht?“, fragte der Privatdetektiv, und mit dem *Nicht* hob er den Deckel ruckartig an.

Franz erwartete, dass eine Hand nach dem Mann greifen, ihn an der Kehle oder am Ärmel packen und in den Sarg hineinziehen würde, aber nichts dergleichen geschah.

„Der Sarg ist leer.“

„Leer?“, fragte Franz.

„Schau doch selbst.“

Franz trat neben ihn. Der Mann hatte recht. Der Sarg war tatsächlich leer. Es

sah jedoch nicht danach aus, als ob er nie benutzt worden wäre, ganz im Gegenteil. Die Polsterung war eingedrückt, und eine hochwertige Polsterung wie diese drückt nicht einfach ein, wenn jemand eine Stunde drauf liegt Allenfalls, wenn überhaupt, dachte er, zeigen sich erst nach jahrelangem Gebrauch solche Spuren. Zudem roch es nach einem süßlichen Parfüm, nach dem Parfüm der Gräfin, das er so gut kannte und das manchmal ihr Kommen ankündigte.

Die Gräfin war fort und nur ihr Duf war geblieben.

Er fragte sich, ob dem Privatdetektiv der Geruch und der Zustand der

Polsterung nicht aufgefallen waren?
Musste man ihn auf alles mit der Nase stoßen?

Als er ihn jetzt anblickte, glaubte er, in das Gesicht eines vom Tod Gezeichneten zu schauen. Dieser Mann wird bald sterben, dachte er. Die Gräfin wird ihn töten. Oder dieser Monstermann, von dem Karla gesprochen hatte. Wenn sie den Keller weiter inspizierten, würden sie auf ihn treffen. Es war besser, wieder hinaufzugehen. Rasch!

„Hier schläft die Gräfin“, sagte er.

„Vorhin hast du behauptet, du weißt nicht genau, wo sie schläft.“

„Ja, ich weiß.“

„Warum plötzlich so

auskunftsfreudig?“

„Weil ich wieder hinaufgehen will“, entgegnete Franz. „Es ist nicht nötig, hierzubleiben. Sie wissen alles, was Sie wissen müssen.“

„Was weiß ich denn?“, fragte der Mann.

„Dass die Gräfin eine Vampirin ist.“

„Woher soll ich wissen, dass ...“ Franz sah in Augen, die ihm zu verstehen geben wollten, dass er ein Dummkopf war. „Es gibt keine Vampire!“

„Es soll auch keinen Gott geben und trotzdem laufen alle jeden Sonntag in die Kirche, um ihn anzubeten.“

„Das ist etwas ganz anderes. Außerdem ... was redest du von allen?“

Heutzutage läuft kaum noch einer jeden Sonntag in die Kirche, selbst die Gläubigen tun das nicht.“

Der Mann schien nachzudenken, dabei ließ er das Kopfteil des Sarges langsam wieder nach unten gleiten. Geräuschlos. Dann drehte er sich in Richtung Eingang. Seine Taschenlampe leuchtete bis in den Gang hinein.

„Lass uns weitergehen. Ich will mir noch den Rest des Kellers anschauen. Vielleicht treffen wir ja unterwegs auf deine gräfliche Vampirin. Danach befreien wir die Frau und rufen die Polizei.“

„Die Polizei?“, kam es erschrocken aus Franz‘ Mund.

Warum war er erschrocken?

Du hast dir doch nichts zuschulden kommen lassen.

Der Privatdetektiv nickte. Sie stander in dem Gang an der Biegung. „Was hast du gedacht? Deine *Vampirin* muss unbedingt ein paar Jahre Knastluft schnuppern, damit die Welt wieder ein bisschen sicherer wird. Vielleicht darfst du sie ja begleiten.“

Der Strahl der Taschenlampe fiel auf eine Wand. Rechter Hand ging es noch ein Stück weiter. Das Licht glitt in einen vergitterten Raum. „Was ist das?“

„Lassen Sie uns besser gehen“, sagte Franz.

„Warum?“

„Wir sind hier nicht sicher.“

Der Strahl wanderte über den Boden des Raums. Da war nichts bis auf ein paar Knäuel weiter hinten und einer Bank. Mit einer Hand rüttelte der Privatdetektiv an dem Gitter. Ließ sich nicht öffnen. Franz machte ihn auf die Ketten und die Schlosser aufmerksam.

Der Mann trat einen Schritt zurück, seine Hand strich über die raue Wand neben dem Gitter. Franz fiel ein Schlüssel auf, der einen Meter entfernt an einem Nagel unterhalb der Decke hing. Hoffentlich sah der Idiot ihn nicht. Der Typ würde es fertigbringen, die Schlosser zu öffnen, die Ketten zu entfernen und in den Raum hineinzugehen. In sein Verderben! Und

ihn, ihn würde er mit ins Verderben ziehen!

Irgendwo in diesem Raum musste sich der Monstermann aufhalten, das wusste Franz. Aber wo war er jetzt? Und diese Knäuel, groß wie Wäschesäcke, waren das vielleicht ... Menschen?

War eines dieser Knäuel der Monstermann – lauernd, abwartend wie eine Spinne in ihrem Netz?

„Ah, da ist ein Schlüssel“, sagte der Typ und grapschte danach. Und dann tat er das, was Franz befürchtet hatte. Er machte den Weg frei. Sie konnten sich in dem Raum umschauen, wenn sie wollten.

Franz wollte nicht. Er blieb im Gang stehen. Er hatte einen Kloß in der Kehle. Er zitterte.

Der Mann ging auf die Knäuel und die Bank zu. Der Lichtschein der Taschenlampe fiel auf das Knäuel zu seiner Linken.

Franz hielt sich eine Hand vor den Mund.

Ein nackter Mann lag vorgekrümmt auf der Seite. Einen Arm ohne Hand hatte er um seine Oberschenkel geschlungen. Der andere Arm ...

Der andere Arm fehlte!

Franz schrie auf, als er sah, wie sich eines der Knäuel zu bewegen begann. Es lag direkt neben dem Einarmigen. Der Privatdetektiv stand davor, verdeckte es aber nur halb. Er wandte sich jetzt zu Franz um mit einem fragenden Blick,

während sich etwas um seine Beine schläng. „Was ist denn los?“ Als er einen Schritt machen wollte, kam er zu Fall und schlug lang hin. Die Taschenlampe kollerte über den Boden bis in den Gang. Sie brannte noch, drehte sich. Ihr Lichtschein fiel auf das vor Entsetzen geweitete Gesicht des Privatdetektivs am Boden.

Franz nahm die Taschenlampe an sich. Er hatte Probleme, seine Hand ruhig zu halten. Er hob sie leicht an, sah, wie sich eine Gestalt an den Beinen des Mannes festkrallte und weiterzog.

„Hilf mir!“, schrie dieser Bernstein. Eine Klaue war jetzt in seinem Rücken in Höhe der Nieren. Die Klaue war eigentlich eine menschliche Hand, doch

über Jahrzehnte oder Jahrhunderte verknorpelt wie ein uralter Baumstamm, die Finger voller Knoten und mit Nägeln, die scharfkantig endenden kleinen Muscheln ähnelten. Sie wölbten sich über den Kuppen, aber es war nicht eine Wölbung, sondern mehrere nach außen gehende Rinnen, die unterschiedlich hoch waren und sich an ihrem Ende zu einer dolchartigen Spitze verjüngten.

Fünf dieser dolchartigen Spitzen gruben sich durch den Mantel ins Fleisch, fuhren die Haut hinauf und rissen tiefe Furchen. Der am Boden liegende Mann stieß grelle Schreie aus, seine Handflächen zeigten zu Franz, mit

einer Hand schien er ihm zaghaft zu winken.

Franz gab sich einen Ruck. Mit einen Sprung war er bei ihm, packte ihn an den Handgelenken und zog mit aller Kraft. Die Klaue glitt zurück, blieb jedoch tief im Fleisch. Je stärker Franz zog, desto weiter entfernte sich die Klaue, zog ihre Furchen in die entgegengesetzte Richtung durch Haut und Fleisch über den Rücken und eine Gesäßbacke, verlor schließlich ihren Halt und fiel neben ein Bein.

Franz zog weiter an dem schreienden Mann, zog ihn in den Gang und ließ dann los. Schweiß stand auf seiner Stirn. Fahrig wischte er mit einem Handrücken darüber. Kurzatmig japste er. Sein Herz schlug einen Trommelwirbel in seinem

Brustkasten.

Sie mussten hier weg. Sie mussten verschwinden.

Die Taschenlampe hatte er fallenlassen, als er dem Privatdetektiv zu Hilfe geeilt war. Er hob sie wieder auf, sie war kaum einen halben Meter weitergerollt, vorn war etwas von dem Plastik abgesplittet, doch ihr Licht brannte noch. Er hielt sie in den Raum.

Das Monster mit den Klauenhänder hatte sich in der Zwischenzeit ein Stück auf den Gang zubewegt. Es kam nur mühsam voran wie eine altersschwache Robbe.

Eine altersschwache Robbe, die nun fürchterlich zu brüllen anfing.

Franz wich zurück und stieß gegen den Detektiv. Der hatte sich auf alle Viere erhoben. Als er das Gebrüll hörte, sprang er trotz seiner Verletzungen auf.

„Wir müssen die Ketten wieder anbringen. Und die Schlosser“, rief Franz ihm zu.

Er wurde nicht gehört.

Der Privatdetektiv hatte plötzlich seine Wumme in der Hand. Er richtete sie auf das Monster am Boden und schoss. Er schoss, bis das Magazin leer und jede Kugel im zuckenden Rücken des Monstrums eingeschlagen war. Dessen ungeachtet robbte das Monstrum unabirrt weiter, brüllte es unabirrt weiter, die Kugeln konnten es nicht stoppen.

Der Mann wankte nach seinem erfolglosen Versuch, die Kreatur zu töten, ins Dunkel und schrammte an der Wand entlang. Nachfolgend hallten seine Schritte durch den Keller, und in seiner Panik schrie er immer wieder: „Ogottogottogott! Ogottogottogott!“

Schreie wie Schritte wurden leiser, bis sie ganz fern waren.

Bis Franz sie nicht mehr hören konnte.

Bernstein rannte in den Wald. Im Wald konnte er sich verstecken. Im Wald gab es viele Bäume, da würde ihn niemand finden. Niemand – auch kein Monster mit Klauenhänden! Dass es nachts im Wald finster war, auch bei Vollmond, und sich jeder an ihn heranschleichen konnte, ohne von ihm bemerkt zu werden, darauf kam er erst, als er Halt machte.

Er hechelte wie ein gejagter Hund. Als er sich ein Stück vorbewegte, knackte ein trockener Zweig unter seinen alten Halbschuhen. Wie ein Herzkranker griff er sich an die Brust. Den Kopf legte er

in den Nacken. Wirkte theatralisch. Sein einziges Publikum war der Vollmond oben am Himmel.

Nein, heute war noch nicht Vollmond. Morgen oder so, dachte er.

Bernsteins Blick fiel auf eine Baumkrone. Hoch oben an deren Spitze, wie ein Stern auf einem Weihnachtsbaum, stand eine Gestalt im fahlen Licht des Mondes. Kerzengerade, die Arme dem Mond entgegen gereckt.

Es war die Frau, die dieser Franz die Gräfin genannt hatte. Die angeblich ein Vampir war und in dem Sarg schlief, den er vorhin im Keller der unheimlichen alten Bruchbude geöffnet hatte.

Die Frau war splitterfasernackt. Ohne seine Verletzungen und sein Wissen

darüber, wer sie war, hätte er ihre Schönheit bewundert, den Anblick genossen. Vielleicht hätte er sogar ein bisschen an sich rumgespielt.

Zurzeit hatte er jedoch genug damit zu tun, seine Atmung unter Kontrolle zu bringen und mit seinen Händen die Tiefe der Wunden an seinem Rücken zu erkunden. Es gestaltete sich als schwierig, er musste sich anfangs an den Schmerz gewöhnen, den er sich selber mit jeder Berührung zufügte. An der linken Gesäßbacke waren die Schnitte am tiefsten eingedrungen, stellte er fest und folgte ihnen bis zur Nierengegend. Sein Mantel und die Kleidung darunter waren an diesen Stellen und bis hinauf

zum Rücken in Fetzen gerissen.

Nachdem sich seine Atmung normalisiert hatte, ging sein Blick erneut nach oben. Ihm kam der naheliegende Gedanke, dass die Frau mit der Kreatur, die ihn attackiert hatte, in Verbindung stand, und die Frage, wie sie sich an der Spitze der Baumkrone halten konnte, begann ihn zu beschäftigen und in seiner Vermutung zu bestätigen. Beide schienen nicht von dieser Welt zu sein. Beide waren gefährlich. Womöglich war er mit seiner Flucht aus dem Keller, die ihn in den Wald und gerade unter diesen Baum geführt hatte, vom Regen in die Traufe geraten.

Sie darf dich nicht entdecken!

Die Arme der Frau bewegten sich jetzt,

die Hände trafen sich über ihrem Kopf, legten sich akkurat aneinander.

Betete sie?

Betete sie auf diese seltsame Art und Weise den Mond an?

Es wirkte auf ihn, als würde sie beten.

Du musst raus aus diesem Wald, Bernstein, dachte Bernstein, und zwar schnell! Wieso bist du eigentlich nicht in den Waldweg gelaufen, in dem du deinen Wagen gelassen hast, du blödsinniger Schwachkopf?

Er schüttelte den Kopf über sich selbst. Wie konnte man so dumm sein? Wie konnte *er* so dumm sein?

Wie auch immer, dachte er, du musst hier weg.

Er sah sich um.

Bäume, Bäume, nichts als Bäume. Und wo keine Bäume waren, waren Büsche, nutzlose Sträucher, beschissenes Blattwerk.

Nicht, dass er über die Anwesenheit von Bäumen und Büschen im Wald verwundert gewesen wäre, nein-nein, er hatte durchaus mit Bäumen und Büschen im Wald gerechnet, nur – wie kam er aus dem Gehölzmist wieder heraus? Er schien recht weit in den Wald hineingelaufen zu sein. Er war vom Weg abgekommen und gerannt und gerannt und gerannt, bis er nicht mehr konnte, bis seine Lunge kurz vorm Platzen war.

Waren Hänsel und Gretel nicht auch

vom Weg abgekommen? Oder war es das Rotkäppchen?

Hänsel und Gretel waren wenigstens nicht allein gewesen, sie hatten immerhin sich gehabt.

Du, Bernstein, du bist allein, dachte Bernstein, und hast niemanden.

Ja, er kam sich eher wie das Rotkäppchen vor – und der böse Wolf stand hoch oben in der Baumkrone.

Der böse Wolf war eine böse Frau.

Die Frau streckte nun ihre Arme wie ein Turmspringer und ließ sich kopfüber in die Tiefe fallen. Bernstein wechselte sofort auf die andere Seite des Baumstamms. Seine Hände legte er an die Rinde, den Kopf hielt er zur Seite geneigt, um noch etwas sehen zu können.

im fahlen Licht des Mondes.

Die Vampirin stürzte nicht auf den Boden, wie er es erwartet hatte; sie glitt wie ein Falke durch die Luft, beschrieb einen Bogen, der um den Stamm führte, hinter dem er sich verbarg, und dann ...

Dann sah er sie nicht mehr.

Er konnte sie nicht mehr sehen, weil er sich vor Schreck auf den Boden hatte plumpsen lassen, als sie um den Stamm geflogen war.

Hatte sie ihn gesehen?

Er traute sich kaum, hinter dem Stamm hervor zu lugen.

Du musst endlich die Polizei benachrichtigen, diese Sache ist zu heiß für dich, Bernstein!

Du musst dafür sorgen, dass die angekettete Stalkerin im Keller befreit wird.

Vor allem musst du deinen eigenen zerschrammten Arsch retten!

Ja, rette dich, Bernstein, rette deinen zerschrammten Arsch!

Franz flüchtete in den Raum, in dem Karla vor dem Nachttopf hockte. Er schlug die Gittertür zu, die sich nicht verschließen ließ. In der Hand hielt er die Taschenlampe des Privatdetektivs.

Das Monster war inzwischen aus seiner Zelle gekrochen. Es kam nur mühsam voran, doch es kam voran. In spätestens fünf, sechs Minuten würde es bei ihm und Karla angekommen sein. Zumindest vor dem Raum wäre es bis dahin. Konnte er es von ihnen fernhalten, indem er sich gegen das Gitter drückte? Wie stark war das Monster in seinem derzeitigen Zustand?

Die Frage, die ihn am meisten beschäftigte, aber war: Warum läufst du nicht die Treppe hoch ins Haus? Warum verlässt du das Haus nicht einfach? Mach es wie der feige Detektiv!

Er warf einen Seitenblick auf Karla. Sie war wach.

Tat er es, um diese Frau zu schützen? War aus ihm eine Art Ritter geworden? Bestimmt nicht! Außerdem blieb ihm noch Zeit, um zu flüchten, falls er es sich innerhalb der nächsten Minuten anders überlegen sollte.

„Hallo, Doofarsch“, sagte Karla leise. Sie lächelte schief. Sie schien Schmerzen zu haben. „War ja ganz schön laut eben. Ist heute Silvester?“

Er lächelte zurück. Wahrscheinlich ebenso schief. Seine Gehörgänge waren noch halb taub von den Schüssen. Sollte er ihr sagen, dass das Monster frei war? Er wurde wieder ernst.

„Was schaust du so bedrückt? Ich bin doch angekettet, nicht du. Weißt du, was es für ein Gefühl ist, wie ein armer Hund über Tage angekettet zu sein?“

Er nickte. Er kannte das Gefühl schließlich. Er hatte es am eigenen Leib erfahren.

„Hast du mir was zu trinken mitgebracht? Hast du noch ein Schnitzel in der Küche gefunden?“ Sie rasselte mit ihrer Kette. „Hast du den Schlüssel?“

Er schüttelte bedauernd den Kopf.

„Warum klammerst du dich an dieses Gitter? Warum kommst du nicht zu mir und erzählst mir was? Weißt du, wenn ich mir nicht gerade vor Angst in die Hose scheiße, langweile ich mich nämlich hier unten im Keller. Ich langweile mich schon seit Tagen.“

Franz leuchtete mit der Taschenlampe in den Gang. Er sah den Kopf des Monstrums, dann einen Teil seines Leibes. Wie ein gewaltiger Wurm kroch es auf sie zu - unaufhaltsam. Einmal hob es den Kopf. Der Lichtstrahl fiel auf die grinsende, mordlüsterne Fratze, auf die gebleckten Eckzähne und die herabhängenden Hautfetzen, die einmal zu seinen Wangen gehört hatten.

Franz drehte sich zu der Frau um. Vielleicht sollte er doch besser abhauen. Dann würde das Monster nur ein Opfer finden, nicht zwei.

„Weshalb sagst du nichts?“

Er räusperte sich. „Das Monster ist frei.“

„Der Monstermann ist frei?“

„Ja.“

„O mein Gott!“ Er hörte sie schniefer und ein leises Aufschluchzen, das gleich wieder verklang. Die Frage, ob er abhauen oder bleiben würde, blieb unentschieden.

Selbst wenn er sich jetzt vornahm zu bleiben, wenn er entschied, sich heldenhaft vor Karla zu stellen,

edelmütig wie ein Ritter, würde die letzte Entscheidung sein Instinkt treffen, nicht sein Kopf. Der Selbsterhaltungstrieb ist stark. Und der Fluchttrieb oft stärker als der Wille zum Kampf.

Abermals leuchtete er mit der Taschenlampe in den Gang. Ein, zwei Meter war die Kreatur nähergekommen. Wie viele Meter waren es jetzt noch bis zur Gittertür? Sechs oder sieben?

„Warum ... warum bist du noch hier? Verschwinde doch einfach“, sagte Karla.

„Ich weiß nicht.“

„Was weißt du nicht?“

Er legte die Taschenlampe auf den Boden. Er brauchte nicht mehr Licht, als die Kerze hinter ihm spendete. Ihr Lich

reichte nicht in den Gang hinein, was gut war. Er wollte die Kreatur, mit der er es in den nächsten Minuten zu tun bekommen würde, wenn er hier blieb, wenn er hierbleiben *sollte*, nicht sehen.

Zwei der Gitterstreben umklammerte er mit den Händen, mit seinem Körpergewicht stemmte er sich gegen das Gitter.

Er schloss seine Augen und wartete.

Wartete auf das Grauen, das sich mit einem hämischen Kichern ankündigte.

Hoffte vielleicht auf einen schnellen Tod, falls das Monster es schaffte, in den Raum einzudringen, oder auf eine Gelegenheit, ihm dann im letzten Augenblick zu entwischen.

Minute um Minute verging, das Kichern verging nicht.

Oder doch – denn plötzlich herrschte Stille.

Totenstille!

Mit der Stille kommt der Tod, oder?

Er spürte einen kräftigen Druck unten an der Gittertür.

Dann glitt eine Klaue kalt über seine Fußknöchel ...

Er schien dem Druck tatsächlich standhalten zu können. Als er die Klaue an seinem Fußgelenk spürte, hatte er sein Bein sofort zurückgezogen und ihr einen kräftigen Tritt verpasst. Daraufhin war der Druck schwächer geworden.

Hatte er das Monstrum verletzt? Konnte man es überhaupt verletzen? Zog es sich jetzt zurück?

Eine Weile betete er darum.

Lass es verschwinden!, betete er einen Gott an, an den er nicht glaubte. Und der ihm sicher nicht helfen würde, wenn er denn existierte.

Warum der Druck erlahmt war, erfuhr

er erst, als er seine Augen wieder öffnete.

Der wahre Grund erfüllte ihn mit Entsetzen!

Das Monstrum hatte sich Strebe um Strebe an dem Gitter hochgezogen. Es war jetzt beinahe auf Kopfhöhe mit ihm und hatte sich noch lange nicht zu voller Größe aufgerichtet. Seine Beine hingen schlaff an seinem Rumpf, die Unterschenkel lagen auf dem Boden auf.

Der Monstermann hielt sich mit einer Klaue fest, die andere fuhr abermals durch die Gitterstreben. Diesmal war seine Kehle ihr Ziel.

Er hätte ihr mühelos ausweichen können, wenn er nicht in eine Art Schockstarre verfallen wäre, gleich

nachdem sein Blick auf die rotglühenden Augen gefallen war. Sie schienen ein eigenes Licht zu haben, eine Energie, gespeist aus den tiefsten Tiefen der Hölle.

Der knotige, in ein scharfkantiges Ende auslaufende Mittelfinger ertastete seine Drosselgrube und fuhr anschließend höher. Ein feiner Strich zog sich seinen Hals hinauf und hinterließ einen blutenden Riss in der Haut. Dann drehte sich die Klauenhand, so dass sie mit Daumen und Fingern seinen Hals umschließen konnte, wenn sie sich nur wenige Zentimeter vorbewegte.

Franz fühlte sich wie in einem wattigen Nebel. Gebannt starrte er in die

rotglühenden Augen. Karlas Schreie hörte er nicht. Auch nicht das Rasseln und Klinke, als sie aufgestanden war und sich ihm so weit näherte, wie es ihr die Länge der Kette erlaubte.

Sie kam nicht weit. Sie stand leicht schief da, weil sie sich nach vorn stemmte. Die Kette spannte sich hinter ihr.

„Franz“, schrie sie, „pass auf!“

Er passte nicht auf. Er war wie paralysiert. Er hätte sich nur zur Seite bewegen müssen, aber selbst das schaffte er nicht.

Die raue, ledrige, von Schorf überzogene Klaue legte sich um seinen Hals. Karla rief noch dreimal seinen Namen, ehe die Klaue zudrückte und ihm

die Luft nahm.

Weitere Male rief sie sinnlos seinen Namen.

Bis ihm schwarz vor Augen wurde.

Seine Finger lösten sich von dem Gitter, seine Arme erschlafften. Er wurde mit dem Gitter nach hinten geschoben, seine Fußsohlen glitten über den Kellerboden.

Er wäre längst gefallen, wenn die Klaue ihn nicht gehalten hätte.

Er fiel, als sie es nicht mehr tat.

Kurze Zeit musste er das Bewusstsein verloren haben, denn als er röchelnd und würgend aufschaute, stand das Monstrum bereits über ihm im Raum. Auf wackligen Beinen stand es, scheinbar

unschlüssig darüber, was es tun sollte. Leider bloß scheinbar.

Schwerfällig beugte es sich vor. Weil es extrem lange Arme hatte, musste es sich nicht weit vorbeugen. Die Klauenhände strichen über Franz' nackten Körper, als suchten sie dort etwas.

Die Trance, die sein Handeln verhindert hatte, war plötzlich wie fortgewischt. Entsetzen und Angst kehrten zurück. Franz trat gegen eines der zitternden Knie und krabbelte auf dem Rücken liegend in Karlas Richtung.

Beide sahen sie, wie die Kreatur nach dem Tritt ins Wanken geriet.

Franz stieß gegen den Hocker, auf dem Karla nicht mehr saß. Er fiel polternd

um. Den Nachttopf hatte er verschoben. Er versuchte sich aufzusetzen. Es gelang ihm.

Er fühlte eine warme, klebrige Hand auf seiner Schulter. Karlas Hand.

Die Kreatur stürzte nicht. Sie machte einen Schritt auf sie zu und hob ihre Arme wie ein Schlafwandler.

Karlas bebende Lippen drückten sich auf Franz' Wange. „Wir werden gemeinsam sterben“, sagte sie nach dem züchtigen Kuss. Dann umklammerte sie seinen Hals, presste ihn an sich. Seine Nase steckte zwischen ihren weichen Brüsten. Sie nahmen ihm die Sicht. Kan das Monstrum näher?

Er wollte Karla von sich weg drücken,

als ihm plötzlich ein vertrauter Geruch in die Nase stieg. Der Duft eines Parfüms. Eines süßlichen Parfüms, das Assoziationen aus Angst und Begierde in ihm weckte.

Eine Stimme rief: „Mircea, es ist zu früh!“

Zu früh? Wofür war es zu früh?

Er befreite sich aus Karlas Umklammerung. Und sah die Gräfin. Sie hatte sich schützend vor ihn gestellt. Sie würde die fürchterliche Kreatur daran hindern, ihm etwas anzutun. Ja, das würde sie! Oder?

Die Gräfin war nackt wie er. Ihr seidiges schwarzes Haar fiel weit über ihre Schultern. Die Form ihres Körpers ähnelte einer Skulptur. Wie von der

Hand eines Künstlers geschaffen, der den Auftrag, das weibliche Wesen oder deren Hülle in Vollendung darzustellen, mehr als erfüllt hatte. Der ein Idealbild geschaffen hatte. Schön wie die Sünde.

Die Gräfin ließ sich demütig auf die Knie nieder.

„Mircea, die Zeit für das Blutfest ist noch nicht gekommen. Hab Geduld!“

Das Monster gab ein Geräusch vor sich, das wie dumpfes Grollen klang. Es warf einen gierigen Blick auf Karla und Franz und leckte sich mit seiner blässlichen Zunge über die Unterlippe.

Die Vampirin schüttelte den Kopf.
„Nein, Mircea, das Blut der Frau ist Gif für dich. Und das Blut des Mannes, der

ich für dich erwählt habe, um dein Dasein zu erhalten, entfaltet seine volle Wirkung erst in der ersten Vollmondnacht. Du musst bis morgen Nacht warten, Mircea. Dann darfst du trinken, dich an seinem Blut berauschen. Ich verspreche dir, es wird ein unvergessliches Fest werden. Vertraue mir – vertraue deiner treuen Dienerin!“

Franz glaubte sich verhört zu haben.

Was sagte sie da? Er, Franz, war ...

Selbst in Gedanken war er nicht in der Lage, den Satz zu vollenden.

Hatte sie nicht behauptet, dass sie Freunde wären?

Opferte man seine Freunde einem Monster?

„Du musst dich ausruhen, Mircea.

Komm, ich helfe dir.“

Das Monstrum überragte die Vampirin um mindestens zwei Haupteslängen. Sie stützte es, legte einen seiner langen Arme um Kopf und Schulter und führte es hinaus.

Karla und Franz waren wieder allein. Er starrte auf seine Füße. Seine Zehennägel waren zu lang, aber wenn man sterben musste, war das eigentlich egal.

So viel, was im Leben wichtig erscheint, ist eigentlich egal, dachte er.

Und warum dachte er so einen Mist?
Auch egal.

Abermals spürte er Karlas klebrige Hand auf seiner Schulter.

„Jetzt“, flüsterte sie.

„Was jetzt?“

„Jetzt solltest du abhauen.“

„Ja“, sagte er und blieb sitzen. Er wusste, der Gräfin zu entkommen war unmöglich. Er kannte sie schließlich schon länger. Jeder Fluchtversuch würde ein sinnloses Unterfangen bleiben. Es war so, als wollte eine Schnecke vor einem Geparden davonlaufen.

Schicksalsergeben wartete er auf die Rückkehr der Vampirin. Karlas kleine Hand auf seiner Schulter kündete sie an, denn sie drückte plötzlich fester zu, ihre Fingernägel gruben sich tief in sein Fleisch.

Dann sprang Karla auf.

„Schlampe!“, schrie sie, „blöde Mörderschlampe!“

Die Vampirin wirkte völlig entspannt, als sie Karla entgegentrat und ihr mit einer derben, ansatzlos geschlagenen Ohrfeige antwortete. Doch entspannt war nur ihr Äußeres, nicht der Schlag. Ihr Handrücken traf Karla mit unglaublicher Wucht seitlich unterm Kinn und riss sie vom Boden hoch. Der kleine Körper krachte gegen die Wand und sackte ohnmächtig in sich zusammen. Ehe sie auf dem Boden aufkam, griff Franz nach ihr und hielt sie in seinen Armen.

„LASS SIE LOS!“

Er widersetzte sich dem Befehl halbherzig, indem er sie nicht sofort

losließ, sondern den erschlafften Körper zunächst fürsorglich auf dem Bodenbettete. In der Hocke bleibend, wandte er sich der Gräfin zu, den Blick nach unten gerichtet.

„Schau mich an, Franz!“

„Nein“, sagte er trotzig. „Ich schau dich nicht an, ich schau dich niemals wieder an!“

„Warum?“

Hatte sie ihn wirklich nach dem Warum gefragt, allen Ernstes?

„Weil du mich diesem Monster zum Fraß vorwerfen willst.“

Darum!, hätte er beinahe noch hinzugefügt.

„Du nennst Mircea ein Monster?“, fauchte die Vampirin. „Mircea ist ein

Gott, der König der Vampire, und es ist eine Ehre, für ihn sein Leben lassen zu dürfen! Stell dir vor, Franz, dein Blut wird morgen in ihm fließen, wird Teil dieses göttlichen Körpers sein. Und diese Ehre wird dir zuteil, weil du besonderes Blut in dir trägst. Nur jeder Hundertste trägt dieses Blut in sich, doch nicht jeder davon kommt als Blutopfer in Frage. Es muss reines Blut sein und es darf nicht von zu jungen oder zu alten Menschen kommen. Dein Blut ist genau richtig, Franz. Dein Blut ist allzu köstlich! Ich hätte es gern für mich. Ich hätte dich gern für mich. Aber es ist für etwas Höheres bestimmt. Für ein höheres Wesen. Und dem habe ich mich

zu beugen.“

War das eine Art Liebeserklärung? Er schaute jetzt doch zu ihr auf und sah etwas in ihren Augen, das er noch nie in ihnen gesehen hatte. Eine Mischung aus Bedauern und Traurigkeit. Woher rührte sie? Von ihrer Liebe zu ihm? Oder war es das Bedauern und die Traurigkeit eines Raubtiers, das einem anderen, stärkeren Raubtier seine Beute überlassen muss?

„Ich kann auf die Ehre verzichten, Teil eines verwesenden Gottes zu werden“, sagte er. Und dachte: Wenn sie wirklich eine Art Liebe für dich verspürt, hast du vielleicht noch eine Chance. Deine letzte Chance, die du nutzen musst. Sonst bist du morgen ein toter Mann.

Tot! Tot! Tot!

„Weißt du, dass ich sehr viel für dich empfinde?“

Die Gräfin wandte sich halb von ihm ab. „Sei still, Franz! Ich will das nicht hören. Ich will kein Wort mehr aus deinem Mund hören!“

Franz fuhr unabirrt fort: „Ja, ich empfinde viel für dich. Ich würde gern bei dir bleiben. Wenn du mich liebst, würde ich dir folgen, wohin immer du gehst. Denn die Wege, auf die du deine Füße setzt, sind heilige Wege für mich.“

Übertreib's nicht, dachte er, vermassel es nicht! Sie ist alles andere als dumm.

Ängstlich wartete er auf ihre Reaktion. Lange Zeit kam nichts. Ihr Gesich

konnte er lediglich im Profil sehen, verdeckt von ihrem Haar, das sie nicht zurückstrich. In ihrem Körper schien sich jeder Muskel anzuspannen. Ein gutes Zeichen? Nein, eher ein schlechtes, oder?

„Glaubst du, dass du dem Tod entgehst, wenn ich dich beim Wort nehme? Ich habe meine Launen, und an meinen schlechten Tagen töte ich selbst das, was ich liebe. Oder ich quäle das, was ich liebe, bis es stirbt. So war es immer, seit ich ein Vampir wurde, seit ich diese unendliche Kraft in mir trage, der der stärkste Mann nichts entgegenzusetzen hat. Morgen wartet ein schneller Tod auf dich, Franz. Wenn ich dich jedoch bei mir behielte, würde dein Leben durch

Qualen getrübt sein, durch Schmerz und endlose Pein. Und in spätestens zwei Jahren - denn länger dauert es gewöhnlich nicht, bis ich *einer Sache* überdrüssig geworden bin, was immer es auch sei – würde ich dich töten. Du wirst also ohnehin jung sterben, mein lieber Franz. Nichts kann dich mehr retten. Nichts!“

Mag sein, dachte Franz, doch wenn ich den morgigen Tag überstehe, besteht Hoffnung für mich. Ich muss lediglich den morgigen Tag überstehen. In zwei Jahren kann viel passieren.

„Wenn ich gewaltsam sterben muss, soll es so sein“, sagte er, „doch will ich durch deine schöne Hand getötet

werden, durch die Hand, die ich begehre. Und bis es so weit ist, will ich von ihr liebkost werden, denn danach sehne ich mich. Ich sehne mich nach dir, Gräfin!“

Er verstummte nach seinem schwülstigen kleinen Monolog. Leises Stöhnen drang an seine Ohren. Karlas Augenlider flackerten. Sie war in dem Zwischenreich aus Schlaf und Erwacher und würde seine Grenze gleich überschreiten. Zurückkehren in die blutige Welt. Willkommen zurück!

„Komm her zu mir, Franz!“

Er gehorchte. Als er vor der Vampirin stand, erlosch die Kerze. „Was?“, hörte er Karla fragen. Ihre Kette rasselte und plötzlich umfingen ihn Arme im Dunkel.

Es war keine sanfte Umarmung, es war ein fester, harter Griff, aus dem eine besessene Leidenschaft sprach. Sie liebte dich, frohlockte er, du bist gerettet, vorerst, du musst noch nicht sterben. Doch als der Griff immer fester wurde und er sich wie von einer riesigen Zange umklammert glaubte, bekam er es mit der Angst zu tun. Dann knackte, brach etwas in ihm, die Arme ließen ihn frei, und er ging japsend in die Hocke und stützte sich mit einer Hand am Boden ab, während die andere zögerlich über seine Rippen tastete.

„Gräfin?“, wollte er rufen, doch aus seinem Mund kam nur ein ersticktes, heiseres Krächzen. „Gräfin?“

Die Gräfin antwortete nicht, stattdessen fiel grelles Licht in seine Augen.

„Entschuldige!“ Karlas noch schlaftrunkene Stimme. Sie senkte die Taschenlampe, die in dem Tumult zu ihr herüber gekullert sein musste. Das Licht wanderte über den Boden, fand außer ihm keinen anderen.

Die Gräfin war fort.

Wie Batman, mit im Wind flatternden Mantel, eilte Bernstein durch die nächtlichen Straßen von Dölinghausen. Vor einer halben Stunde hatte er aus dem Wald herausgefunden – leider nicht an der Stelle, an der er seinen Wagen stehen gelassen hatte, sondern weit davon entfernt –, und war durch schlecht beleuchtete Nebenstraßen gelaufen und irgendwann in eine der größeren Hauptstraßen eingebogen. Jene, auf der er gerade lief, führte zum Bahnhof. Dahinter, in einer schmalen Seitenstraße, befand sich die Schein-Bar.

Als er die Polizeistation passierte, in

der Arno der Kommissar sein Büro hatte, verlangsamte sich sein Schritt. Sollte er zurückgehen, Hilfe holen? Sollte er von dem Monster in dem Keller erzählen, von dem nackten Mann und der angeketteten kleinen Frau? Sollte er von dem Sarg berichten, in dem die Frau schlief, die nach jedem Vollmond in der Schein-Bar auftauchte?

Dann hatte er Arno gesehen, etwa fünfzig Meter von der Polizeistation entfernt, und war ihm gefolgt. Er schien den gleichen Weg zu haben, die Hauptstraße entlang zum Bahnhof und daran vorbei. In der Seitenstraße steuerte Arno auf den Eingang der Bar zu, stieß die Tür auf und verschwand in dem Gebäude. Bernstein blieb einen

Moment stehen, atmete die kühle Nachluft ein, hörte einem Betrunkenen bei dem Versuch zu, ein altes Volkslied über den Refrain hinaus zu singen, hörte ihn scheitern und stand eine Weile neben einem Mann, der hastig eine Zigarette rauchte.

„Wenn ich jetzt reingehe, ist mein Platz bestimmt wieder besetzt“, sagte der Mann zu Bernstein. „Scheiß Rauchverbot! Scheiß Staat!“

Bernstein nickte. Der Mann warf seine Kippe auf den Bürgersteig und trat sie aus. Er ging wieder hinein.

Bernstein sah eine Frau die Straße entlangkommen, graziös und schleichend wie eine Raubkatze auf der Jagd. Sei-

Atem stockte, sein Herz fing an zu rasen.
Bumm-bumm, bumm-bumm. Er lief in die andere Richtung, in hastiger Eile.

Weg! Weg! Weg!

Er bog in eine Nebenstraße ein, kam von dort in einen unbeleuchteten Park, suchte sich ein nicht einsehbares Plätzchen zwischen hohen Büschen. Dort hockte er sich hin. Dort blieb er. Dort wollte er den Tag abwarten, das Licht und die Sonne. Einschlafen wollte er nicht.

Bald schlief er ein.

Es roch nach schlechtem Blut. Widerlich! Sie erntete verwunderte Blicke, während sie an den Menschen schnüffelte, die auf Stühlen oder Hockern saßen. Dabei war ihr die Bar in der Vergangenheit wie eine Goldgrube vorgekommen. Am ersten Abend hatte sie gleich zwei Menschen mit diesem seltenen Blut angetroffen, genau im richtigen Alter. Nicht zu jung, das Blut hatte Zeit zu reifen gehabt, und nicht so alt, dass es die Jahre und eine ungesunde Lebensweise hätten vergiften können. Darum war sie jedes Mal wieder hergekommen. Aber heute hatte sie Pech.

Sie fauchte einen Mann an, der ihr im Weg stand. Sie wollte wieder hinaus. Sie hatte keine Zeit zu verlieren. Da der Mann ihr nicht schnell genug Platz machte, riss sie ihn zur Seite. Sie hörte ihn fluchen, und hinter ihr rief jemand laut: „Polizei! Bleiben Sie stehen!“

Sie blieb nicht stehen. Aber sie lief auch nicht weg. Wenn er ihr folgte, würde sie ihm das Genick brechen. Was konnte ein einzelner Mensch schon gegen sie ausrichten? Selbst ein Dutzend Männer, die vereint vorgingen, hatten gegen sie keine Chance. Menschen sind langsam und schwach. Und leicht kaputtzumachen. Es wunderte sie immer wieder, wie mühelos sie zu töten waren.

In jedem Jahrhundert schienen sie schwächer zu werden, diese Würmer auf zwei Beinen. Oder sie stärker. Doch ihre Kraft würde nicht ewig währen. Das hatte sie bei Mircea mit ansehen müssen. Nach über tausend Jahren, in denen er als Vampir über die Erde gewandelt war und Angst und Schrecken verbreitet hatte, war er zu einem Schatten seiner selbst geworden. Das Blut der meisten Menschen vertrug er nicht mehr. Er brauchte besonderes Blut und musste Maß halten. Um zu überleben, musste er darüber hinaus die Kraft des Mondes nutzen. Dabei half sie ihm, denn sie war ihm so viel schuldig. Ohne ihn wäre sie längst verdorrt und in einem Grab zu Staub zerfallen. Er hatte sie erwählt und

dafür gesorgt, dass sie ein zweites Mal geboren wurde, diesmal als Kreatur der Nacht. Er hatte sie erwählt, als sie in der Blüte ihrer Schönheit stand, und ihre Schönheit hatte überdauert und würde noch lange überdauern.

Die Gräfin stand auf der Straße vor der Bar. Der Polizist in Zivil war ihr gefolgt. Gut zwei Meter trennten ihn von ihr. Weiter schien er sich nicht heranzutrauen. Oder wartete er auf Verstärkung? Sie hatte die Erfahrung gemacht, dass Polizisten meist auf Verstärkung warteten, wenn sie sich mit ihr konfrontiert sahen. Darüber amüsierte sie sich normalerweise, doch heute hatte sie es eilig.

Aus beiden Richtungen kamen nun uniformierte Polizisten. Aus jeder Richtung zwei. Die Uniformierten waren jünger und wirkten unbedarfter als der Zivilpolizist hinter ihr. Sie würden keine Vorsicht walten lassen. Sie würden versuchen, sie gegen die Mauer zu schleudern und ihr Handschellen anzulegen. Vielleicht würde einer sogar nach seiner Pistole greifen.

Sie schnupperte. Es roch nach gutem, nach kostbarem Blut. Einer der Uniformierten trug dieses Blut in sich. Er kam von links mit seinem Kollegen auf sie zu. Er hatte ein kleines Lächeln auf den Lippen. Sie strahlte ihn an.

„Bleiben Sie stehen!“, rief wieder der

Polizist in Zivil. „Sie sind vorläufig festgenommen.“

Das kleine Lächeln des Uniformierter erstarb. Alle vier stürmten jetzt auf sie zu. Als sie nah genug heran waren, sprang sie hoch und drehte sich in der Luft. Ihre Hände formten sich zu Krallen und ehe sie wieder auf der Erde aufkam, hatte sie mindestens ein halbes Dutzend Mal mit diesen Krallen zugeschlagen. Es waren harte, grausame Schläge, die Knochen brachen und Muskelstränge und Sehnen zerfetzten.

Der Zivilbulle machte große Augen, als er sah, wie zwei seiner Kollegen bewusstlos zusammenbrachen und sich einer schreiend auf der Straße wälzte. Der Vierte blieb nahezu unverletzt. Es

war der mit dem kostbaren Blut. Sie hatte ihm mit dem Handballen einen Schlag an den Hinterkopf versetzt. Er taumelte an der Wand entlang. Er gehörte ihr. Gleich, wenn alles vorbei war.

Sie hörte ein leises Klacken, als der Polizist hinter ihr seine Pistole zog und entsicherte. Sie packte den Waffenarm und griff in sein Gesicht, zwei Finger gruben sich ihm in die Augen, während gleichzeitig sein wimmernder Mund aufging. Dann schlug sie seinen Kopf gegen die Fensterscheibe der Bar und durch sie hindurch. Glas klirrte und barst in tausend Teile. Ein scharfer Zacken, einen halben Meter lang, blieb unten im

Rahmen stecken und bohrte sich in seinen Rücken. Vorn an seinem Bauch trat er wieder aus, blutdurchtränkt und mit kleinen, rötlichen Stückchen oben, wie kleine, wirr angerichtete Häppchen seiner Eingeweide.

Sie ließ von ihm ab, verpasste dem schreienden Polizisten einen Tritt gegen die Schläfe, schlug, um sicherzugehen, dass er verstummen würde, seinen Schädel zweimal auf den Asphalt, und wandte sich schließlich dem Mann zu, der ihre Aufmerksamkeit erregt hatte. Er war kaum zwei Meter vorangekommen und dann hingefallen. Sie half ihm auf und sah ihm tief in die Augen. Drei Sekunden reichten. Drei Sekunden, um ihn gefügig zu machen. Sein Wille war

schwach. So schwach. Wie schwach die Menschen doch in diesem Jahrhundert geworden waren.

„Du bist eine schöne Frau“, begann der Polizist zu lallen und wiederholte die letzten beiden Wörter wie ein Mantra: „Schöne Frau! Schöne Frau! Schöne Frau!“ Wiederholte sie so lange, bis sie einmal mit den Fingern schnippte.

„Du kommst jetzt mit mir!“, sagte sie.
„Komm mit mir, mein lieber Freund.“

Er lächelte wie ein kleiner Junge, dem man so viel Schokolade versprochen hatte, wie er essen konnte. Tapsig lief er ihr nach und glückste leise. Er schien glücklich zu sein, während er einen Weg nahm, der in sein Verderben führte.

„Hast du Schmerzen?“, fragte Karla.

Franz stand kalter Schweiß im Gesicht, seine Haut war aschfahl. „Ich glaube, sie hat mir eben eine Rippe gebrochen. Es tut weh, wenn ich einatme. Und ... und wenn ich ausatme.“

Karla hob den umgestürzten Hocker auf, stellte ihn an seinen Platz in der Ecke und setzte sich. Mit zwei Fingern betastete sie ihren Unterkiefer, der an einer Seite stark angeschwollen war. „Die doofe Arschkuh ist nicht ganz dicht“, sagte sie.

Er ließ ihre Bemerkung unkommentiert. Er sagte: „Hoffentlich hat sie das

Monster wieder eingesperrt.“

Karla zuckte mit den Achseln. „Ich glaube nicht, dass von dem Ungeheuer heute noch eine Gefahr ausgeht. Aber morgen Nacht. Für dich.“

„Für mich“, sagte er leise.

„Besser, du verschwindest schleunigst“, fuhr Karla fort. „Und vergiss nicht, die Polizei zu benachrichtigen. Damit ich endlich von dieser Kette loskomme.“

Er nickte. Aber er ging nicht. Sein Nicken war ein automatischer Reflex gewesen. Er hatte noch nicht entschieden, was er tun wollte, war sich überhaupt unschlüssig, was am besten zu tun war. Wie so oft.

War denn sicher, dass die Gräfin das

Haus verlassen hatte? Nein, war es nicht. Und selbst wenn. Sie schien über übernatürliche Fähigkeiten zu verfügen. Vielleicht verfügte jeder Vampir über solche Fähigkeiten oder Kräfte. Tausende Kilometer von ihr entfernt hätte er noch Angst vor ihr gehabt. Selbst dann hätte er sich nicht sicher gefühlt. Und das Schlimme war, dass er sie trotz allem immer noch begehrte. Das konnte er seinem Körper nicht austreiben. In ihm wohnte ein morbider Trieb. Es zog ihn zu ihr und gleichzeitig stieß ihn etwas von ihr ab. Wenn er sie sah, wollte er gleichzeitig zu ihr laufen und vor ihr flüchten. Kein guter Ausgangspunkt für Entscheidungen.

Außerdem glaubte er nicht, dass die Polizei mit der Gräfin fertigwerden würde. Niemand würde mit ihr fertigwerden, glaubte er. Bei den Vampirjägern in den alten Filmen sah es immer so einfach aus, aber es war keinesfalls einfach. Nicht bei echten Vampiren. Wahrscheinlich musste man ihr eine Bombe ans Bein binden und zünden, um sie töten zu können.

Doch wenn er zur Polizei ging, konnten sie immerhin diese Karla befreien. Seines Erachtens war sie bloß im Keller angekettet worden, weil sie zu viel wusste und aus keinem anderen Grund. Weil sie ihren Mund nicht halten konnte und dafür sorgen würde, dass die

Vampirin nicht unbehelligt bliebe, wenn sie freikäme.

Vampire leben zurückgezogen und wollen ihre Ruhe, oder? Sie wollen in der Menschenwelt kein Aufsehen erregen, sondern im Geheimen ihren blutigen Weg gehen. Soweit es geht, unentdeckt.

Sie wollen nicht, dass wir Menschen an ihre Existenz glauben, dachte er. Und wer sie jemals als das erkennt, was sie sind, muss sterben.

Karla muss sterben! Die Gräfin würde sie nicht am Leben lassen. Und ich. Ich muss sowieso sterben.

„Du hast Angst, was?“, fragte Karla in seine Gedanken hinein.

Er nickte wieder.

„Was machst du eigentlich sonst so, wenn du ...?“ Sie ließ die Frage halb ausgesprochen im Raum stehen.

... wenn du nicht nackt im Haus einer Vampirin herumläufst und als Blutopfer vorgesehen bist, hatte sie vielleicht sagen wollen.

Franz sah sie an. „Du meinst, in meinem eigentlichen Leben?“

„Ja“, sagte sie.

Ja, was machte er eigentlich, was hatte er eigentlich gemacht, bevor er in dieser Bar auf die Gräfin gestoßen war? Sein früheres Leben schien ihm Jahrzehnte entfernt. Hatte er vorher überhaupt existiert? Oder war er lediglich Teil der dahinsiechenden Masse gewesen? Einer

Masse, die sich mit Alkohol und allerlei Zerstreuungen vom wahren Leben ablenkte?

Überhaupt: ein *wahres Leben*, gab es das denn noch für den heutigen Menschen? War der moderne Mensch nicht lediglich eine Karikatur des Naturmenschen mit seinen seltsamen Angewohnheiten, beinahe völlig abgetrennt von der Natur, so wie ein von einem Körper abgeschlagenes Bein, das aber immer noch irgendwo herumlag und *irgendwie* dazugehörte?

„Ich hab in der Buchhaltung gearbeitet.“

Ich habe mich zu Tode gelangweilt.

Warum sagst du „ich hab in der Buchhaltung gearbeitet“, warum sagst du

nicht: „Ich arbeite in der Buchhaltung?“.
Seltsam. Gehst du davon aus, dass du nicht wieder in dein altes Leben zurückkehren wirst? Gehst du wirklich davon aus, dass du sterben wirst?

Karla unterbrach seine Gedankengänge.
„Ich bin Psychologiestudentin.“

„Aha.“

Stille.

Dann, mit einem Kettenrasseln: „Wenn das hier alles vorbei ist, können wir ja mal was zusammen machen.“

Hmm?

„Mhm.“

„Wir könnten ins Kino gehen.“

Karla schien ein optimistischer Mensch zu sein, wenn sie, angekettet in einem

Keller, unweit von einem schrecklichen Monster und in der beständigen Gefahr, von einer Vampirgräfin ermordet zu werden, anfing, Pläne für die Zukunft zu schmieden.

Franz glaubte an keine Zukunft für sich. Und falls es wider Erwarten eine für ihn gab, dann gewiss nicht mit dieser Verrückten. Aber warum sollte er ihr jede Hoffnung nehmen? Er würde nichts einlösen müssen von dem, was er versprach. Zumindest einer von ihnen würde diese Hölle nicht überleben. Zumindest das war sicher. Oder?

Sag ihr, was sie hören will. Mach ihr die Freude.

„Ins Kino? Klar! Würde mich freuen.“

Karla, die die Taschenlampe

ausgeschaltet hatte, um die Batterien zu schonen, schaltete sie wieder ein und richtete sie von unten auf ihr Gesicht. Ihre Augen leuchteten stärker als das Licht dieser kleinen Funzel. Und rote Bäckchen hatte sie auch, als sie, wie ein Honigkuchenpferd grinsend, fragte: „Wirklich?“

„Klar, und hinterher trinken wir noch was bei mir.“

„Das wär toll!“, sagte Karla begeistert. Franz machte eine Bemerkung, die er gleich darauf bereute. „Wenn dein Ulli nichts dagegen hat.“ Worauf ihre Mundwinkel nach unten fielen.

„Verzeih!“, sagte er.

„Ulli ist toooot.“

Er fürchtete, dass sie anfangen würde zu weinen, aber das tat sie nicht. Sie starrte eine Weile vor sich auf den Boden, dann sagte sie: „Ich habe in letzter Zeit viel nachgedacht. Ich glaube, ich habe mich in Ulli getäuscht. Er war wohl kein besonders guter Mensch. Nicht dass er deshalb den Tod verdient hätte, nein, natürlich nicht. Aber meine Mutter hat wohl Recht gehabt, als sie zu mir sagte, dass ich mir besser einen netten, lieben Freund suchen sollte. Ich hab darauf immer erwidert: ,Nette, liebe Freunde sind elende Langweiler, und so einen will ich nicht.““

Sie spielte mit der Taschenlampe, schaltete sie ein und aus, ein und aus.

Ein und aus ...

„Ulli fand eine Zeitlang Hitler ganz toll. Hat sich sogar eigenhändig ein Hakenkreuz auf den Handrücken tätowiert. Musst du dir mal vorstellen. Ganz schön verrückt, oder? Nee, meine Mutter hat wirklich Recht gehabt mit dem lieben, netten Freund, den ich mir suchen soll, Langweiler hin oder her. Man sollte öfter auf seine Mutter hören.“

Langsam ahnte er, worauf sie hinauswollte. Wenn von Langweilern die Rede war, war meistens er gemeint.

Sie bestätigte seine Vorahnung. „Ich glaube, meine Mutter wollte immer einen Mann für mich, der so ist wie du.“

Die Taschenlampe blieb plötzlich an

und wurde auf ihn gerichtet. Eben noch im Dunkel hatte er darauf verzichtet, seine Mimik zu kontrollieren. Hatte sie seinen angewiderten Gesichtsausdruck sehen können? Er lächelte jetzt – mit erschrockenen Augen.

Weil er nicht wusste, was er sagen sollte, wiederholte er weitgehend die Worte, die Karla zuletzt gesagt hatte.

„Deine Mutter wollte immer einen Mann für dich, der so ist wie ich?“

„Ja.“ Sie senkte die Taschenlampe. Das Licht glitt über seinen Bauch und tiefer, blieb auf seinem ... ja, genau dort blieb sie.

Die Frau ist nicht ganz dicht, dachte er. Psychologie-Studentin, dachte er.

„Ich mache ihr bestimmt eine große

Freude, wenn ich mich für dich entscheide. Du bist ja so ... so süß.“

Zum Glück ist sie angekettet, dachte Franz. Wenn sie nicht angekettet wäre, würde sie wahrscheinlich über mich herfallen und mir im Rausch der Wollust die Eier abbeißen.

Um eine Zeitlang von der verrückten Frau und ihren Liebesbekundungen wegzukommen – und aufgrund seiner Unruhe, das Monster betreffend –, verlangte er nach der Taschenlampe. Er wollte nachsehen, ob es eingesperrt war. Das sagte er ihr auch, dass er nachsehen wollte.

„Komm aber gleich wieder und pass schön auf dich auf“, entgegnete sie, ehe

er im Gang verschwand und auf leisen wie barfußigen Sohlen zu dem hinteren Kellerraum schlich. Die Taschenlampe hielt er so, dass ihr Licht immer einen halben Meter vor ihm den Boden beleuchtete. Er wollte schließlich nicht über ein etwaiges Hindernis fallen. Ein Hindernis, das das Monstrum selbst sein konnte.

Er fand die Gittertür angelehnt vor. Das Monster lag etwa einen Meter vor den menschlichen Knäueln mit den fehlenden Gliedmaßen. Es lag auf dem Bauch, den Kopf auf der Seite und vor ihm abgewandt, die Beine lang ausgestreckt, die Arme eng am Körper.

Er leuchtete vor der Tür den Boden ab, fand Ketten und Vorhängeschlösser,

jedoch keinen Schlüssel.

Franz richtete den Lichtstrahl auf das Monster selbst. Es lag vollkommen reglos da, gab keinen Laut von sich.

In einer seltenen Aufwallung von Mut trat er in den Raum. Einen Schritt vor dem Monster machte er Halt und hörte leise Schmatzgeräusche. Das Licht der Taschenlampe verriet ihm, auf welch unappetitliche Art und Weise sie zustande kamen.

Angeekelt wandte er sich ab.

Er hatte das Monster an dem Daumen einer abgetrennten Hand kauen sehen. Es aß die Hand aber nicht. Es schien eher so, als wollte es die letzten Blutstropfen mit den Zähnen aus ihr herauspressen.

Franz bezweifelte, dass es in dieser blässlich-fahlen Hand noch etwas gab, das auszupressen war.

Angewidert gab er der Gestalt am Boden einen Tritt in die Seite.

Sie regte sich nicht. Sie nuckelte weiter an der Hand wie ein Baby an seinem Schnuller.

Diesem armseligen Vieh sollte er morgen geopfert werden?

Er trat noch einmal zu, dieses Mal wesentlich fester.

Er lachte. Es war ein wütendes Lachen. Warum hast du eigentlich Angst vor diesem Ding gehabt?, fragte er sich. Vor diesem verwesenden *Gott*, dem *König* der Vampire?

Übermütig geworden, stellte er einen Fuß auf den Rücken des Monsters, so wie Tarzan, wenn er gerade einen Gorilla besiegt hat und den finalen Siegesschrei in den Urwald schickt. Schreien wollte er zwar nicht, aber der Gedanke, sich mit den Fäusten auf die Brust zu schlagen, formte sich vage in seinem Hirn. Ehe er endgültig Gestalt annehmen konnte, bemerkte Franz eine Veränderung. Plötzlich schwebte er, seine Füße verließen Boden und Rücken des Monsters. Da war etwas zwischen seinen Beinen, etwas, das ihn anhob.

Aber das ist unmöglich!, dachte er.

In seiner Not fiel ihm nichts Besseres ein, als mit der Taschenlampe nach unten

zu leuchten.

Das Monster lag in beinahe unveränderter Position auf dem Bauch, unablässig an dem fremden Daumen nuckelnd. Lediglich sein linker Arm stand nun unnatürlich verdreht ab, wie von einem Unsichtbaren in einen derben Polizeigriff genommen. Die dazugehörige Hand sah er nicht, die Hand konnte er nicht sehen, die Hand hielt ihn ...

... nicht mehr.

Er fiel auf die andere Seite, hinter das Monster, er fiel auf zwei Leichname, an dessen unvollständigen Leibern er sich im Reflex abstützte. Seine Nase versank in der offenen Halswunde eines Mannes, Maden krabbelten über seine Finger, und

der Gestank, der *Duft* von fauligem Fleisch, den er einsog, als er durch die Nase Luft zu holen versuchte, raubte ihm den Atem. Wie in einem Krampf hielt eine Hand immer noch die Taschenlampe umklammert. Ihr Licht fiel zufällig auf den verdreht abstehenden Monsterarm, den Arm, der ihn angehoben hatte. Für einen Menschen war es anatomisch kaum zu bewerkstelligen, aus dieser Position Kraft auszuüben. Doch dieses Wesen war kein Mensch.

Franz sprang auf alle Viere und auf allen Vieren bewegte er sich rückwärts und dann seitlich an der Kreatur vorbei, einen Abstand von mindestens einem

Meter während. Er kam gefahrlos an ihr vorbei. Mit einem Hüpfer war er auf den Beinen, er rannte sofort los und – hörte Metall scheppern.

„Morrrgen!“

Er hielt sich an der Gittertür fest, gegen die er geprallt war. In der Rippengegend spürte er einen scharfen Stich. Seine gebrochene Rippe meldete sich.

Was hatte das Monster gesagt?

„Morrrgen!“

Raues Lachen.

Franz klaubte die Taschenlampe auf, die ihm bei dem Aufprall aus der Hand gegliitten war. Dann riss er eilig die Tür auf.

„Bissssss.“

Noch eiliger schlug er die Tür hinter

sich zu. Krümmte sich, weil er sich zu schnell bewegt hatte.

„Morrrgen!“

Gehetzt lief er den Kellergang entlang, vorgebeugt, lief stolpernd die Treppe hinauf, stoppte oben erst, als er im Badezimmer angelangt war. Karla hatte er da schon längst vergessen. Karla war in seinen Gehirnwindungen an eine dunkle Stelle gerutscht und ganz vorn, in einem diffusen Licht, stand die Gefahr, stand das Monster und der Ekel.

Im Badezimmer drehte er den Wasserhahn auf. Er schaufelte sich erst kaltes und dann heißes Wasser ins Gesicht, rieb wieder und wieder mit einem Stück Seife darüber, versuchte,

mit einer Seifenkante in seine Nasenlöcher zu kommen. Die Seifenkante passte nicht in seine Nasenlöcher, obwohl sie dehnbar waren. Er musste die Seife in seinen Händen zum Schäumen bringen und dann die Daumen hineindrücken. Sie dort drehen, um den cremigen Schaum in den Nasenlöchern zu verteilen, um den Geruch nach Fäulnis zu beseitigen. Doch der Geruch würde ihn durch die ganze Nacht begleiten. Da half es auch nichts, dass er zuletzt mit einem nassen, vor Seife triefenden Schwamm seinen Leib von oben bis unten abrieb. Alles half nichts.

Während er sich abtrocknete, wurde er ruhiger. Er warf einen Blick in den

Spiegel.

Er sah müde aus.

Er war tatsächlich müde.

Todmüde.

Wie von selbst trugen ihn seine Füße ins Schlafzimmer. Auf dem Bett fand er noch die Ketten vor. Er räumte sie fort und legte sich schweratmend auf den Rücken. Er versuchte zu verdrängen, was morgen sein würde, was morgen sein könnte. Während er seine Augen schloss, fiel ihm Karla wieder ein.

Du wolltest ihr doch noch Wasser bringen und etwas zu essen, dachte er.

Ja, das wollte ich.

Das werde ich gleich tun.

Ja.

Mit dem Gedanken, Karla Wasser und etwas zu essen zu bringen, schlief er ein.

26

Ein Geräusch weckte ihn.

Mehrere aufeinander folgende Geräusche.

Das Tapsen von Füßen.

Dann Stille.

Die Gräfin konnte es nicht sein. Die Gräfin bewegte sich wie ein Phantom – lautlos.

Das Monster?

Er fuhr in dem Bett hoch. Seine gebrochene Rippe protestierte mit einer Schmerzwelle.

Nein, er war sich ziemlich sicher, dass das Monster ihn bis morgen Nacht in Ruhe lassen würde, dass ihm bis dahin

keine Gefahr drohte.

Bissssss ... morrrgen!

Aber vielleicht ist ja schon morgen Nacht, dachte er. Oder weißt du, wie lange du geschlafen hast? Ohne Uhr weißt du gar nix.

Bestimmt ist mehr Zeit vergangen, als dir lieb sein kann, und das Monster wartet schon auf dich. Kichernd, geifernd, blutdurstig ...

Ein eisiger Schauder überlief ihn.

Quatsch!, es dürfte maximal Mittag sein, und die Geräusche hast du dir bestimmt bloß eingebildet. Aber davon abgesehen, solltest du darüber nachdenken, wie und wo du dich die kommende Nacht über verstecken kannst. Denn du solltest zumindest

versuchen, dich zu verstecken. Die Gräfin wird dich zwar überall finden, doch wenn du es geschickt anstellst, wenn du in Bewegung und nie länger als ein paar Minuten an ein und derselben Stelle bleibst, dann ...

Ehe du eingeschlafen bist, warst du aber optimistischer, Franz, gestand er sich ein. Ihre Umarmung nach deiner abgehobenen Rede hattest du so gewertet, dass sie dich verschonen würde. Hattest es wie einen Freispruch gedeutet.

Tod durch Monsterklauen und Monsterzähne zunächst abgewehrt. Sie werden die kommenden zwei Jahre der Willkür einer Vampirgräfin überstellt,

*mein Herr, und müssen erst sterben,
wenn es der Dame genehm und mit
ihren Launen vereinbar ist!*

Doch war sie nicht eher unentschlossen gewesen?

Ich weiß nicht, wie ich das Ganze deuten soll, dachte er.

Ich weiß es nicht.

Unwillkürlich spannten sich seine Muskeln an, als er etwas von außen über das Türblatt schrammen hörte. Er griff nach dem schweren Kerzenleuchter auf dem Nachttisch und seiner Taschenlampe.

Mit drei langen, staksenden Schritten – wie ein Storch, der nach jedem halben Schritt innehält – war er an der Tür.

Er horchte.

„Scheiße!“, fluchte jemand.

Es klang nach einer Frauenstimme, einer hellen Frauenstimme. Sie rieb etwas. „Peter, bist du da, bist du da irgendwo?“

Dem Klang der Stimme meinte er zu entnehmen, dass die Frau noch relativ jung war. Wahrscheinlich auch nicht schwergewichtig. Keine Catcherin, die einem Mann im Vorbeilaufen den Hals umdrehen konnte.

Aber der Klang der Stimme kann täuschen.

Ja.

Und außerdem kann sie ein Messer dabei haben. Karla hatte auch ein Messer dabei gehabt. Und der Typ in

dem Mantel sogar eine Pistole. Was kam jetzt? Eine Panzerfaust?

Bleib lieber hinter der Tür stehen.

Hoffentlich kam sie nicht auf die Idee, in sein Zimmer zu kommen.

Selbstverständlich wird sie in dein Zimmer kommen, Franz. Sie ist in das Haus eingebrochen, also kommt sie auch in dein Zimmer. Durchwühlen Einbrecher nicht immer sämtliche Räumlichkeiten, wenn sie schon mal da sind und nicht gestört werden? Und wenn sie gestört werden, was machen sie dann? Dann laufen sie weg oder werden gewalttätig, oder? Und die gewalttätig werden, rasten bisweilen völlig aus. Sie baden im Blut – heute vielleicht in deinem Blut!

„Peter? Ich bin's, Magdalena. Wo bist du? Sag doch was, sag doch einfach mal was!“

Wer war Peter?

Die Stimme entfernte sich. Eine Tüknarrte. Ging die Einbrecherin in den Keller?

Er zählte langsam bis zehn, dann trat er vorsichtig aus dem Schlafzimmer in den unbeleuchteten Flur.

Auf seinen nackten Füßen kam er geräuschlos bis zur Kellertür. Sie war angelehnt, durch den Spalt schimmerte Licht.

Er erweiterte den Spalt, bis sein Kopf hindurchpasste.

Auf der Treppe war niemand.

Er öffnete die Tür vollends. Das Knarren der Tür zerrte an seinen Nerven. Hatte die Einbrecherin etwas gehört?

Er blieb eine Weile oben stehen, bereit, jederzeit wegzulaufen, falls sich unten eine Gestalt mit einem Messer oder einer Schusswaffe oder was auch immer zeigen sollte.

In dem finsternen Keller wirst du einen Menschen eher spüren denn sehen. Du wirst ihn eher riechen denn sehen.

Unten in dem dunklen Gang würde ihm hoffentlich seine Taschenlampe Licht spenden. Bei seiner Kollision mit der Gittertür, bei der er sie hatte fallen lassen, waren weitere Plastikteilchen

abgesplittert. Probekhalber schaltete er sie ein und richtete den Strahl vor sich auf den Boden. Er empfand es fast als Wunder, dass sie immer noch funktionierte, wenn auch die Intensität des Lichtstrahls nachgelassen hatte. Letzteres lag aber wohl mehr an den Batterien, die bald ausgetauscht werden mussten, als an ihrem Zustand.

Plötzlich wurde es kalt an seinem Rücken. Etwas Hartes, Spitzes drückte dagegen. Der Kerzenständer glitt aus seiner Hand, polterte auf den Boden.

Ach du Scheiße, dachte er.

Du bist auf einen der ältesten Tricks der Welt hereingefallen.

Er rührte sich nicht.

„Dreh dich um, Schwachkopf! Aber

gaaanz langsam.“ Die helle Stimme hörte sich seltsam gedämpft an. Er drehte sich wie befohlen um und konnte kaum glauben, was er vor sich sah.

Eine Gestalt ganz in Schwarz, schwarzgekleidet wie die Gräfin – und doch anders, auf andere Art.

Vor ihm stand ein schwarzer Ninja. Ein Ninja mit einem Schwert. Das Schwer hielt er beidhändig. Hielt *SIE* beidhändig.

„Wo ist der Peter?“, fragte der weibliche Ninja.

Ihm kam es wie ein Déjà-vu-Erlebnis vor. Es war noch nicht allzu lange her, dass diese Karla ihn nach ihrem Ulli gefragt und ihm dabei ein Messer gegen

den Bauch gedrückt hatte. Jetzt diese Verrückte mit dem Schwert und ihrem Peter. Waren denn mit einem Mal alle Frauen verrückt geworden?

Sollte ich das alles wider Erwarten überleben, werde ich mich in meiner Wohnung verbarrikadieren und keinen Schritt mehr in die Welt mit den verrückten Weibern tun, schwor er sich insgeheim. Aber meine Überlebenschancen sind wohl gering. Äußerst gering.

„Wer ist Peter?“, fragte Franz.

Der Ninja gab einen kehligen Laut vor sich. „Du weißt ganz genau, von wem ich spreche, Nacktmännchen!“

Nein, wusste er nicht, wusste er doch wirklich nicht. Was wollten die alle nur

von ihm? Er hatte doch schon genug Probleme. Er hatte eine Vampirgräfin und ein Monster am Hals. Und am Hals nicht nur sprichwörtlich, sondern ...

„Du bringst mich jetzt zu Peter, oder ...!“ Das Schwert wurde ein Stück zurückgezogen. Es vibrierte noch leicht, als es in der Ausholbewegung langsam zur Ruhe kam. Die Frau schien nervös zu sein. Ihre Nervosität machte wiederum ihn nervös.

Nicht dass sie durchdreht und dich in hübsche kleine Teile zerlegt.

„Ich weiß aber wirklich nicht, wer ...“

„Ein Mann mit einem blauen Auge.“

Ein Mann mit einem blauen Auge?
Dieser Privatdetektiv, dieser Bernstein

hatte ein blaues Auge gehabt. Sie meinte diesen blöden Spinner in dem langen Angebermantel.

„Der ist nicht mehr da.“

Durch den Augenschlitz der Maske nahm er ein bedrohliches Funkeln wahr.

„Verarsch mich nicht! Peter hat versprochen, mich anzurufen. Dass er nicht angerufen hat, sagt mir, dass er noch hier sein muss. Dass er hier gefangen gehalten wird oder ... oder ermordet wurde.“ Beim *oder ermordet wurde* wurde ihre Stimme leiser und härter.

„Vielleicht hat er vergessen, dich anzurufen.“

Die Schwertklinge ruckte vor und stoppte kurz vor seinem Hals, nah an

seinen Malen. „*Niemand* vergisst, mich anzurufen! Wenn ich einem Mann sage, dass er mich anzurufen hat, dann ruft er mich an! *Jeder* Mann tut das! *Jeder!* Capito? Comprende? Verstanden?“

„Ganz ruhig bleiben“, sagte Franz und war selber ganz zittrig. „Ich bin nicht dein Feind. Ich bin ...“ *Auf deiner Seite*, wollte er sagen. Aber er war sich nicht mehr sicher, auf wessen Seite er war und ob er überhaupt auf irgendeiner Seite sein wollte in dieser immer verrückter werdenden Welt.

Besser, man hält sich aus allem raus.

„Wo ist die Frau?“

„Welche Frau?“

Die Klinge drückte gegen seinen Hals.

„Die Frau, die André umgebracht hat.
Die Abspritzermörderin! Wo ist sie?“

Seine Antwort kam kläglich. „Wer?“

„So ein kleines Flittchen, das ganz in Schwarz rumlaufen soll.“

„So wie du, meinst du?“ Das war die falsche Antwort. Die Schneide ritzte seine Haut. Er schrie auf.

„Verarsch mich nicht! Ich kann auch anders. Zum Beispiel könnte ich dir ganz fix das kleine Gehänge zwischen deinen krummen Beinen abschneiden, um dich gesprächiger zu machen. Was hältst du davon, Nacktmännchen?“

„Sie ist nicht da“, sagte er schnell.

„Wer ist nicht da?“

„Das *Flitt* ... die Gräfin“, korrigierte

er sich.

Der weibliche Ninja lachte. „Ach, da bin ich ja in einem stinkvornehmen Haus gelandet. Feiner und feinster Adel, was? Da hätte ich mir wohl vor der Haustür die Füße abputzen müssen, ehe ich sie aufgebrochen habe. Hättest du nur vorher was gesagt.“

„Kannst du ja immer noch nachholen.“

Die Frau zog das Schwert zurück und schlug ihm mit dem Griffende gegen die Stirn. „Hey, die Witze mache ich hier, verstanden? Du hältst den Mund und tust, was ich dir sage.“

Franz krümmte sich und keuchte.

„Nun übertreib mal nicht, Schlappschwanz. So hart hab ich gar nicht zugeschlagen.“

„Ist meine Rippe“, krächzte er, „wenn ich zucke, tut es sauweh. Ist gebrochen.“

Ein gelangweilter Blick traf ihn. „Wen interessieren deine Rippen? Du bringst mich jetzt zu Peter oder zu dieser Frau, klar? Sonst breche ich sie dir alle der Reihe nach. Klack-klack-klack-klack-klack. Und deine Beine gratis dazu.“

Noch einmal zu wiederholen, dass die Gräfin nicht im Haus war, hielt Franz für wenig sinnvoll. Sie würde es als Hinhaltetaktik deuten und ihn wieder ritzen oder schlagen. Er beschloss, sie nach unten zu führen, um Zeit zu gewinnen. Wie wäre es, sie mit dem Monster bekanntzumachen? Sie beide würden ein prächtiges Pärchen abgeben.

Die Ninja-Frau fingerte hinten an ihren Gürtel herum, das Schwert hielt sie so lange in der rechten Hand.

„Ich mache alles, was du willst“, sagte Franz angespannt.

Sie behielt ihn fest im Blick. Er sah einen Lichtstrahl zwischen ihren Beinen aufleuchten. Der Lichtstrahl bewegte sich um ihren Körper.

Er atmete auf, als er die silberne Stabtaschenlampe in ihrer Linken sah. Im nächsten Moment fiel das Licht in sein Gesicht und blendete ihn.

„So, los geht's“, sagte sie. „Dreh deinen nackten Arsch in die andere Richtung!“

„Okay-okay“, sagte Franz mit

geschlossenen Augen. Dann fiel ihm etwas ein. „Wie spät ist es eigentlich?“

„Warum willst denn das wissen? Hast du noch eine Verabredung heute? Reicht dir nicht dein Rendezvous mit mir? Aus uns beiden wird noch was, mein Kleiner. Aber pass auf! Wenn du mich mit in dein Bett nimmst, lasse ich dich mit gebrochenem Schwanz zurück.“ Sie lachte höhnisch.

„Gegen Mitternacht wollte die Gräfin zurück sein“, sagte er. Das war eine Annahme von ihm. Heute Nacht war Vollmond. Heute Nacht sollte dieser verschimmelte Gott, dieser Mircea, seinen Blutdurst gestillt bekommen. Sehr wahrscheinlich während der Geisterstunde. Aber hoffentlich nicht mit

seinem Blut.

Sie schob den linken Ärmel ihrer Jacke umständlich zurück. Die Schwertklinge schrammte über die Wand, während sie das tat. „Es ist genau fünf vor zwölf.“

„Fünf vor zwölf?“ Er überlegte. „Ich weiß, wo die Gräfin Punkt Mitternacht sein wird.“

„Na, dann bring mich dorthin. Ich kann es kaum erwarten, der hochwohlgeborenen Dame meine Aufwartung zu machen.“ Sie kicherte.

„Sie hat aber noch einen Komplizen“, redete Franz weiter, „der ist jetzt schon an dem ... an dem *Treffpunkt*. – Er ist unten im Keller. Er ist ... ist gefährlich!“

„Kein Problem.“ Sie wackelte mit den

Schwert. „Mein kleines Messer hier ist auch gefährlich. Soll ich dir mal zeigen, wie scharf es ist?“

Franz schüttelte den Kopf.

Sie gingen nach unten in den Keller.

Der weibliche Ninja schien das erste Mal die Fassung zu verlieren. "Was ist das denn?"

Franz folgte mit den Augen dem über den Boden wandernden Lichtkegel. Immer, wenn er auf eine der merkwürdig zu einem Knäuel zusammengeschobenen Leichen traf, kam der Lichtkegel eine Weile zum Stillstand. Ehe die Frau den ganzen Raum ausgeleuchtet hatte, vergingen gute fünf Minuten.

„Mein Gott!“, sagte sie schließlich. „Das habe ich nicht erwartet. Dass es so schlimm ... Und wie es hier riecht!“ Sie zog die Maske unter der Kapuze noch

ein Stück höher.

Der Lichtstrahl der Taschenlampe wanderte nach oben, erfasste ihn, seinen erschrockenen Gesichtsausdruck. Erschrocken war er aber nicht der Leichen wegen.

Der Monstermann, wo ist er? Lauerter in einer dunklen Ecke außerhalb dieses Raums?

„Wo ist das Weib, das all das zu verantworten hat?“

Franz antwortete nicht auf die Frage. Stattdessen sagte er: „Mircea, er ist nicht mehr hier.“

„Wer ist Mircea?“

„Der ... der *Komplize*.“

Der *Komplize* schien sie nicht zu bekümmern. „Du hast behauptet, dass

dieses Weib Punkt Mitternacht hier sein würde. Jetzt ist es Mitternacht, und sie ist nicht da. Kannst du mir das erklären?“

Franz wollte gerade die Schultern heben, als er ein Flackern unterhalb der Decke an der Außenwand bemerkte. Dort eingelassen war ein schmales, dreckverkrustetes, fast blindes Fenster, mehr eine in die Breite gezogene Luke denn ein Fenster.

Hinter diesem Fenster, dem einzigen im ganzen Keller, schien es zu lodern, zu brennen.

Draußen macht jemand ein kleines Feuer, dachte er.

Franz zeigte auf das Fenster. Sie folgte

der Bewegung seiner Hand. „Lass uns nach hinten in den Garten gehen“, sagte er.

„Gibt es in diesem Haus einen Hinterausgang?“

„Ja, aber der ist abgeschlossen.“

„Dann gehen wir vorn raus. Komm!“

„Warte“, rief er der Frau auf dem Gang zu; sie war schon zwei Schritte vor ihm, sie war schnell. „Kannst du mit deinem Schwert eine Kette durchschlagen?“

„Hab's noch nie probiert, aber ... glaub schon. Warum?“

Franz führte sie in den Kellerraum mit dem Stachelstuhl, in dem Karla die vergangenen Wochen gefangen gehalten worden war.

Mit der Betonung auf *war*.

In dem Raum war keine Menschenseele.

Nicht mal Karla.

Das herabhängende Ende der Kette mit dem Armreif lag auf dem Hocker, der Nachttopf war darunter geschoben und mit seinen Beinen verkeilt. Die Ninja-Frau hielt ihre Taschenlampe in die Richtung. „Warum soll ich diese Kette durchschlagen?“, fragte sie ihn.

„Die Gräfin war hier. Sie hat Karla anscheinend mitgenommen. Bestimmt sind sie beide ... alle drei ... hinter dem Haus.“

„Wer ist ...? Egal!“

Er konnte der schwarzen Gestalt kaum folgen. Sie raste die Treppe hinauf,

durchquerte im Eiltempo die Diele und war schon durch die aufgebrochene Vordertür nach draußen gelangt, als er noch mit den letzten Stufen kämpfte. Er fühlte sich mit einem Mal furchtbar erschöpft. Die verbleibenden Stufen ging er nicht, er überwand sie wie den Gipfel eines allzu hohen Berges.

Als er es endlich geschafft hatte und vor dem Haus stand, füllte er seine Lungen mit frischer Luft und drehte seinen Kopf links und rechts ins Dunkel, ehe er auf den Rasen trat.

Im Gras lagen wahllos hingeworfene Kleidungsstücke. Die Ninja-Frau holte eine weiße Unterhose auf. Der Lichtkegel ihrer Taschenlampe blieb auf einer schwarzen Lederjacke hängen.

Polizei prangte groß und breit auf dem Rücken der Jacke.

Franz spürte den Nachtwind, der kühl über seine nackte Haut wehte. Kurzentschlossen zog er die Jacke über. Er suchte nach der Hose. Er fand eine einzelne Socke.

Die Ninja-Frau schlich derweil, als wollte sie Sho Kosugi imitieren, seitlich am Haus entlang, näherte sich dem Garten an der Grenze zum Wald. Das Schwert hielt sie wieder beidhändig. Sie warf keinen Blick zurück. Sie schien ihn vergessen zu haben oder ...

Sie braucht dich nicht mehr, dachte er. Oder sie hat erkannt, dass du unwichtig bist. Ein Opfer, kein Täter. Opfer sind

uninteressant. Opfer werden schnell vergessen. Opfer sind gesichtslos.

Franz setzte sich auf den Rasen und direkt auf einen Schuh. Er zog ihn umständlich unter einer Gesäßbacke hervor. Wo hatte er jetzt seine Taschenlampe mit den altersschwachen Batterien gelassen?

Er betastete den Schuh in der Dunkelheit. Es war ein linker Schuh. Er zog ihn über seinen linken Fuß. Er passte. Nur schade, dass er den dazugehörigen rechten Schuh nicht finden konnte. Vielleicht lag er in einem Gebüsch. Vielleicht lag er hinter dem Haus. Doch hinter das Haus wollte er nicht mehr. Das hatte er sich eben überlegt.

Dunkel lag die Straße vor ihm.

Er behielt die Jacke und den Schuh an und lief sie ein Stück hinunter. Er humpelte, weil sein rechtes Bein ohne Schuh nun kürzer war.

Wohin würde die Straße ihn führen?

Na, wohin schon, dachte er, fort von hier wird sie dich führen, fort von allem, in die Freiheit führt sie dich.

In die Freiheit.

Er musste lachen, er prustete.
Freiheit.

So ein lustiges Wort.

Er nahm seinen Weg in einer Jacke und einem einzelnen Schuh.

Ein Mann auf dem Weg nach Hause, der sich halbtot lachte.

In die Freiheit ...

Magdalena bereute ihren kleinen Ausflug allmählich. Es wurde ihr zu heiß, zu gefährlich. Und in dem Keller war ihr schlecht geworden. Ohne die Maske, die die Gerüche einigermaßen filterte, hätte sie sich bestimmt übergeben müssen. Die Maske und der kleine, nackte Scheißer, vor dem sie sich keine Blöße geben wollte, hatten es verhindert.

In was war sie da hineingeraten? Sie hatte geglaubt, es lediglich mit einer einzelnen Frau zu tun zu haben. Mit einzelnen Frauen hatte sie noch nie Probleme gehabt. Einzelnen Frauen im Dojo hatte sie ihren Tsuki gegen die

Birne gehauen – und fertig! Doch wenn der kleine Scheißer recht hatte, gab es einen männlichen Komplizen. Jemanden, der wirklich was drauf hatte.

Sie zweifelte nicht daran, dass dieser Komplize gefährlich war. Er schien schließlich auch die Leichen mit den abgetrennten Gliedmaßen zu verantworten zu haben. Musste ein Wahnsinniger sein, der seine Taten im Blutrausch beging.

Unwillkürlich dachte sie wieder an den Abend zurück, an dem sie den Hinterhof der Kampfkunstschule betreten hatte. Sie hatte gehört, wie die Mülltonne zufiel, und dann einen Schatten gesehen, der über eine zwei Meter hohe Mauer sprang. Und außer ihr und dem Schatten

war niemand auf dem Hinterhof gewesen. Der Schatten, der die Frau war, auf die sie jeden Moment treffen musste, schien unglaublich schnell und über die Maßen gewandt zu sein.

Schneller und gewandter als die Frauen im Dojo allemal.

Logisch, sie hat immerhin André, ihren geliebten Meister, getötet.

Dazu war kaum ein Mann in der Lage. Sie kannte jedenfalls keinen.

Magdalena schluckte.

Ja, die Frau war wahrscheinlich genauso gefährlich wie ihr wahnsinniger Komplize, wenn nicht sogar um einiges gefährlicher.

Aber ich habe ein Schwert, dachte sie,

keine Schwertnachbildung zur Zierde, sondern ein verdammt scharfes *echtes* Schwert.

Sie stand jetzt an der Ecke des Hauses zum hinteren Garten. Oder was man so Garten nennen mochte. Ähnelte eher einer verdornten, zertretenen Wiese als einem Garten. Einer verdornten, zertretenen Wiese, in die jemand Fackeln gesteckt und angezündet hatte. Die Fackeln waren halbkreisförmig angeordnet und endeten an der Grenze zum Wald, eine seltsame Konstruktion einschließend.

Vor zwei Bäumen hatte jemand Pfähle in den Boden eingelassen. Im oberen Drittel waren die Pfähle durch einen Querbalken miteinander verbunden. An

dem Querbalken selbst hing ein Mann. Von der Ecke aus, an der sie stand, konnte Magdalena nicht sehen, ob der Mann am Leben war. Er wirkte leblos, aber das taten Ohnmächtige schließlich auch.

Sein Kopf war auf die rechte Schulter gefallen, sein Körper entblößt, seine Beine gespreizt und rechts und links an die Pfähle gebunden.

All das konnte sie dank der lodernden Fackeln sehen.

Und noch mehr.

In der Mitte des Halbkreises, in einen thronartigen hohen Stuhl, saß ein Mann. Magdalena sah ihn lediglich von hinten, die Rückseite des Kopfes und den Hals,

weil Kopf und Hals über die Lehne hinausragten.

War das *der Komplize*?

Und wo war die Abspritzermörderin?

Wo?

Zwischen den beiden Männern, aber näher dem Mann an den Pfählen, hockte eine pummlige kleine Frau mit einer Trommel im Schoß. Sie hatte die Hände an die Seiten der Trommel gelegt, wirkte teilnahmslos und apathisch.

Kaum vorstellbar, dass es sich bei ihr um die berüchtigte Abspritzermörderin handeln sollte. Nach dem, wie sie ihr von Peter geschildert worden war – er hatte ihre äußere Erscheinung nicht detailliert geschildert, sondern in groben Zügen –, stellte sie sich die Frau schlank

und durchtrainiert vor. Die Kleine mit der Trommel dagegen war beides nicht, weder schlank noch durchtrainiert. Und statt enger schwarzer Kleidung trug sie Blue Jeans und ein fleckiges graues T-Shirt.

Passte alles nicht zur Abspritzermörderin.

Magdalena lief geduckt bis zu dem lodernden Halbkreis aus Fackeln und ließ sich auf alle Viere fallen. Das Schwert legte sie vor sich auf den Boden.

Die Fackeln steckten in einem Abstand von etwa fünfzig Zentimetern in der Erde. Magdalenas Kopf war eingerahmt von zwei hochzüngelnden Flammen. Ihr

wurde heiß, aber daran war nicht allein das Feuer schuld. Wenn sie Angst hatte oder aufgeregt war, schwitzte sie oft wie ein Schwein. Unter ihren Achseln bildeten sich bereits dunkle Flecken. Der Baumwollstoff ihres Ninja-Anzuges klebte unangenehm auf der Haut, und sie spürte, wie ihr der Schweiß in Rinnsalen an den Seiten herabließ.

Die Fläche, die von den Fackeln gesäumt war, kam ihr plötzlich wie eine Bühne vor, auf der gleich der finale Akt einer furiosen wie grausamen Horrorshow stattfinden sollte und ein imaginäres Publikum auf den Auftritt der Hauptdarstellerin wartete. Wer die Hauptdarstellerin war, war zweifelsohne klar, aber wer oder was

war sie, Magdalena? Nur eine Zuschauerin? Ein Opfer wie der Mann an den Pfählen? Oder die Heldenin, die dem Bösen Einhalt gebot?

Wenn sie die Bühne betrat, würde sie auf jeden Fall Teil der Show sein, aber sie zögerte noch.

Wenn du am Rand bleibst bis zum Beginn der Show, ist es das Gleiche, oder? Dann ziehen sie dich auf die verdamte Bühne und du musst kämpfen.

Wo war eigentlich das Nacktmännchen abgeblieben – stifteten gegangen?

Noch kannst du es ihm gleich tun, dachte sie.

Geh stifteten!

Auf einmal erhob sich der Mann in dem Stuhl und drehte sich um. Er tat es nicht in einer fließenden Bewegung, dazu schien er nicht in der Lage, er brauchte drei eckige Anläufe dafür. Dreimal schob er sein rechtes Bein zurück und zog mit dem linken seitlich nach. Er war wacklig auf den Beinen, aber breitschultrig und riesengroß wie ein Monstrum aus einem surrealen Film.

Furchterregend, unheimlich sah er aus, gleich einer Kreatur der Hölle.

Aber die Hölle existiert nicht.

Bist du sicher, Magdalena?

Magdalena umklammerte den Schwertgriff mit einer schweißnassen Hand.

Jetzt machte er einen Schritt auf sie zu. Blieb stehen. Machte noch einen Schritt. Blieb wieder stehen. Je näher er herankam, auf sie und die Fackeln zu, desto deutlicher zeichnete sich sein fratzenartiges Antlitz ab.

Nach dem dritten Schritt senkte er den Kopf – der Kopf sackte vielmehr nach vorn, klappte nach unten, mit dem Kinn auf die Brust – und hob ihn dann wieder, sehr bedächtig, als habe er vor, den Boden vor sich mit übertriebener Gewissenhaftigkeit abzusuchen.

Wenn er den Kopf noch ein kleines Stück anhob, würde er sie sehen können.

Roch er sie? Hatte er sie schon gerochen, als er auf seinem thronartigen

Stuhl hockte? War sie sein Ziel, für das er aufgestanden war, das Objekt seiner Begierde?

Sie erschrak, als seine Augen auf die ihren trafen: rotglühende, böse Augen. Furchtbar hungrige und gierige Augen.

Er öffnete den Mund, um ihr seine Art von Lächeln zu schenken. Ein Lächeln, bestehend aus vier scharfen Eckzähnen, die in einer dunklen Mundhöhle funkelten. Ihr fiel auf, dass es gar nicht eines Lächelns von ihm bedurfte, um einen Einblick in seine Mundhöhle zu erhalten. Seine aufgerissenen Wangen mit den über den Kiefer lappenden Streifen boten hierfür breite Schlitze und Löcher an.

Das Monstrum nahm seinen Weg

wieder auf, die Arme nach beiden Seiten ausgestreckt wie ein Seiltänzer, der bemüht ist, sein Gleichgewicht zu halten.

Wie in Trance sah sie ihm dabei zu.

Sein Hosenbein geriet in die Flamme einer Fackel, als er schon gefährlich nah heran war. Es fing sofort Feuer, doch das schien ihn nicht zu stören.

Wie lange willst du noch warten?, dachte Magdalena, du musst handeln – jetzt, sofort!

Sie sprang auf, das Schwert senkrecht vor dem Körper.

Und war doch nicht gleich kampfbereit.

Ein langer Arm tastete sich quälend langsam vor. Ihm war leicht auszuweichen, doch sie starrte ihn bloß

wie gebannt an und war erst zu einer Bewegung fähig, als die klauenartige Hand fast ihre Kehle erreicht hatte.

Zur Seite wich sie aus und zog das Schwert sofort nach unten. Die Klinge traf auf einen Widerstand. Dann glitt sie weiter, sauste sie weiter, bis ihre Spitze sich in die Erde bohrte.

Magdalena zog sie heraus und hob das Schwert über den Kopf.

Neben einer Fackel lag der abgetrennte Unterarm des Monsters. Die Hand daran zuckte noch und griff in die Erde, in vergilbtes Gras, umklammerte es und erstarrte schließlich, die Haut ähnlich vergilbt wie das Gras.

Ein erstaunter Blick traf sie.

Magdalena biss die Zähne aufeinander

und zog die Oberlippe hoch.

Ihr nächster Hieb fuhr durch das brennende Bein der Kreatur, durchschlug es in Kniehöhe. Funken sprühten wie tausend kleine Lichter. Das Unterbein kippte seitlich weg.

Das Monster merkte es nicht mal. Es starzte auf den Armstumpf, als sein Bein getroffen wurde. Mit seiner verbliebenen Hand strich es über die scharfe Kante des freiliegenden Ellbogenknochens.

Dass mit seinen Beinen etwas nicht in Ordnung war, begriff das Monster erst, als es den Halt verlor und zu Boden stürzte, mit anderthalb Armen rudernd und erstaunt und stumm den Mund

öffnend.

Magdalena konnte ein Kichern nicht unterdrücken, als es scheinbar hilflos vor ihr lag. Adrenalin schoss durch ihren Körper. Endorphine verschafften ihr ein rauschhaftes Glücksgefühl.

Das war ja einfach. Wie einfach das war!

Wenn sich Andrés Mörderin auch so leicht erledigen ließ ...

André hat es nicht geschafft, denk daran!

Aber André war unbewaffnet und wurde, so vermutete sie, aus dem Hinterhalt angegriffen.

Wie wäre es abgelaufen, wenn sie einander gegenübergestanden hätten, von Angesicht zu Angesicht, und wenn er

vorbereitet gewesen wäre?

Wie wäre es abgelaufen, wenn er ein Schwert gehabt hätte?

Mit meinem Schwert haue ich das Biest in Stücke, dachte Magdalena. Wo bleibt die nur? Hat die Angst, Angst vor mir?

Vielleicht ist sie ja schon hier, in sicherer Entfernung, und scheißt sich ihr reizendes schwarzes Höschen voll, traut sich nicht aus ihrem Versteck, weil sie sieht, Welch eine virtuose Schwertkämpferin ich bin.

Genaugenommen hatte sie keine Ahnung vom Schwertkampf. Die Bewegungen, die sie ausführte, waren Nachahmungen aus Kampfszenen alter Samuraifilme. Einige hatte sie mehrmals

gesehen und bei den Filmkämpfen so lange mit ihrem Schwert gefuchtelte, bis sie glaubte, dass die eine oder andere Technik saß. Eine Gardine hatte es sie gekostet, das Gefuchtel, und die Sitzfläche eines Holzstuhls hatte sie sauber durchschlagen.

„Wo bist du?“, rief Magdalena in die Nacht. „Komm und stell dich mir!“

Komm und stell dich mir! Wie sich das anhörte. Das hörte sich gut an, fand sie.

Ihr Blick fiel auf den Mann an der Pfählen. Bis das feige Weib auftauchen würde, konnte sie etwas Gutes tun und sich um ihn kümmern, ihn losbinden, oder? Möglicherweise war er noch am Leben.

Scheint gut gebaut zu sein, dachte sie

bei sich. Soviel sah sie schon aus der Entfernung.

Gerade als sie losmarschieren wollte, fühlte sie einen unangenehmen Druck an einem ihrer Fußknöchel.

Was war das denn?

Na, was wohl?

Das scheiß Monster!

Hättest ihm keine Hand lassen sollen, ging es ihr durch den Kopf, als sie mit dem Gesicht voran lang hinschlug. Zum Glück fiel sie nicht in ihr Schwert. Das Schwert flog durch die Luft und landete weitab von ihr im Gras.

Das Monster versuchte sich auf sie zu wälzen, während sie mit einer Hand eine Fackel zu fassen bekam. Deren Feuer

hielt sie ihm an den Schädel. Es brutzelte ihm die letzten Haare weg und züngelte knisternd auf seiner Haut. Schien ihm nicht zu gefallen und lenkte ihn einen Moment ab. Sie nutzte diesen Moment, um ihr freies Bein anzuziehen und es mit einem frontalen Kick gegen den Brustkorb wegzustoßen. Die Klaue an ihrem Knöchel blieb. Der Druck wurde sogar fester, wurde unangenehm. Es tat ihr weh. In dem Griff steckte eine mörderische Kraft.

Das Monster lag jetzt schräg neben ihr. Sie drehte sich ihm halb zu und drückte die Fackel gegen seinen Leib. Augenblicklich fing sein Anzug Feuer, worauf sie ihre Bewegung weiter führte. Die Jacke brannte bis zum Kräger

hinauf, als sie an seinem Hals angekommen war.

Keine Reaktion.

Eine Reaktion gab es jedoch, als sie ihm die Nase ankobelte und die Flamme in die Nähe seiner Augen brachte.

Seine Augen schienen ihm wichtiger zu sein als ein Arm oder ein Bein.

Es zog die Hand zurück und hielt sich den Unterarm über die Augen.

Schnell robbte Magdalena zu ihrem Schwert.

Jetzt werde ich ihm seinen verdammten Kopf abschlagen!

Das Schwert konnte sie nicht aufheben. Es wurde an die Erde gepresst.

Hatte es sich irgendwo verhakt, etwa in

einer aus dem Boden herausragenden Baumwurzel?

Sie zog und zerrte an dem Griff.
Ohne Erfolg.

Verdammte Scheiße!

Den Fuß, der auf der Klinge stand, sah sie seltsamerweise erst, als sie brutal am Haarschopf gepackt und emporgerissen wurde.

Den Fuß, dann ein nacktes Bein, zwei nackte Beine, einen flachen Bauch, Brüste, ein engelsgleiches Gesicht und

...

Teuflische Augen!

Die Abspritzermörderin!, dachte Magdalena.

Ihre Augen tränten vor Schmerz, als sie still für sich anfing zu beten.

Sie waren per Funk verständigt worden. Keine eilige Sache, reiner Routinekram. Irgend so ein Irrer hatte die Polizei verständigt, weil er im Dunkelpfadweg in einem Keller angeblich von einem Monster attackiert worden war. Von einem *Monster!* Der Anruf war anonym erfolgt, der Anrufer hatte von einer Telefonzelle in der Innenstadt aus angerufen und soll hochgradig verwirrt geklungen haben.

„Ein Monster in einem Keller.“ Dennis tippte sich mit dem Zeigefinger an die Stirn. „Ich sag ja immer, die Leute sollen nicht so viel saufen, dann gibt es auch

weniger Monster auf der Welt.“

Hugo, der am Steuer des Streifenwagens saß, zog die Nase hoch.
„Nachgehen müssen wir der Sache leider trotzdem. Sehen wir es als gemütliche Spazierfahrt ohne besondere Vorkommnisse an. Stress haben wir später noch genug.“

„Was hat Oskar gesagt, welche Hausnummer ist das im Dunkelpfadweg?“

„Gibt da keine Hausnummern. Da steht nur ein Haus, direkt am Wald. Ne alte heruntergekommene Bruchbude, die vom nächsten richtigen Sturm weggeblasen werden wird, wenn du mich fragst.“

„Ich war noch nie in dem scheiß Weg“, bekannte Dennis. „Was soll ich da auch?“

Aber du scheinst ja jede beschissene Straße der Stadt zu kennen.“

„Fast jede“, sagte Hugo bescheiden, „kenne den Weg noch aus der Zeit, als ich mal zwischendurch das Rauchen aufgegeben hatte. Fing da mit Waldläufen an. Entwickelte sich zeitweilig zu einer wahren Sucht bei mir.“ Er fuhr sich über den Bauch. „Ich war damals richtig fit.“

Der Streifenwagen bog in den Dunkelpfadweg ein. Kleine Kieselsteine und grobkörniger Sand knirschten unter den Reifen.

„Na, zum Glück bist du wieder zur Vernunft gekommen.“ Dennis grinste. „Apropos Vernunft. Halt doch mal hier

an. Hab seit drei Stunden keine Kippe im Maul gehabt.“

Hugo fuhr rechts ran und stellte den Motor ab.

“Hey, nicht so dicht an die Büsche. Geht ja kaum noch die Tür auf.“

„Wirst schon rauskommen, Dennis. Wer 'n Schmachter hat, kämpft sich überall durch.“

„Die sollte mal jemand stutzen, die Büsche.“ Er zwängte sich an den Zweigen vorbei, ein Zweig streifte sein Gesicht. Vorn am Wagen trafen sie sich. Hugo gab seinem Kollegen Feuer.

„Hast du schon gehört, was vor der Schein-Bar passiert ist?“

„Ja, schlimme Sache. Hatte zu der Zeit keinen Dienst. Fünf Kollegen soll's

erwischt haben. Die armen Schweine.“

„Vier, hab ich gehört. Einer wird noch vermisst.“

„Ja, der Bernd.“

„Der Bernd? Den kenn ich noch vor der Polizeischule. Netter Typ, immer hilfsbereit. Engagierte sich gemeinnützig und war alle paar Monate beim Blutspenden. Konnte gar nicht genug Blut loswerden, so oft ist der da hingerannt.“

„Würde ich nie machen. Kann kein Blut sehen. Schon gar nicht mein eigenes.“

Dennis nickte selbstvergessen. „Jetzt ist er verheiratet mit so 'ner eifersüchtigen Trulla. Die soll ihn richtig an der Kandare haben. Frauen

können furchtbar zickige kleine Biester sein.“

Sie rauchten schweigend. Ihre Zigaretten waren zwei glühende Punkte in der Dunkelheit. Der Vollmond über ihnen am nachtklaren Himmel wirkte dagegen wie ein über großes leuchtendes Ufo, das auf die Seite gekippt war.

Dennis warf seine Kippe auf die Straße und trat sie aus.

Hugo lachte. „Vor zwei Stunden hast du noch 'nem armen Willi zwanzig Euro abgeknöpft, weil der seine Zigarette auf den Bürgersteig geschmissen hat.“

„Man darf sich eben nicht erwischen las...“

„Was ist denn das?“ Hugo stand an der Fahrertür. Er öffnete sie, verschwand

mit dem Oberkörper darin und wühlte im Handschuhfach.

„Was isn?“

„Hast du den Typen nicht gesehen?“

„Welchen Typen? Spielst du Verstecken?“

„Nee, ich will nur ...“ Sein mächtiger Oberkörper arbeitete sich wieder aus dem Wagen heraus. Er hielt eine Taschenlampe in der Hand. Er schaltete sie ein und richtete sie auf die Straße.

Jetzt sah Dennis den Mann auch. Er kam direkt auf sie zu. Er humpelte.

„Trägt der nicht eine von unseren Jacken?“

„Ja, aber keine von unseren Hosen. Er trägt gar keine Hose, um genau zu sein.“

„Was für ein Vogel.“ Dennis zog seinen Hosenbund hoch, eine Hand fuhr hinten hinein, um sein Hemd hineinzustopfen. War eine unbewusste Handlung bei ihm. Machte er jedes Mal, wenn er längere Zeit irgendwo gesessen hatte.

„Erregung öffentlichen Ärgernisses, was?“

„Weiß nicht. Wen soll er denn in dieser abgelegenen Gegend öffentlich erregt haben?“

„Vielleicht die in der Abbruchbude paar Meter weiter“, bemerkte Hugo.

„Da kommt er wahrscheinlich her.“

Der Mann war mittlerweile kaum noch fünf Meter vom Streifenwagen entfernt.

„Hey, sofort stehenbleiben, nicht röhren und rüberkommen“, rief Dennis den Halbnackten an. Dass seine Anweisungen reichlich unlogisch waren und jeden Festgenommenen überfordert hätten, kam ihm nicht in den Sinn.

Der Mann blieb stehen, auf einem Schuh und einem nackten Fuß.

„Wo willste denn hin, mein Freund?“

„Nach Hause.“

„Und wo ist dein Zuhause?“, fragte Dennis.

Der Mann zeigte die Straße hinunter.

„Aha, und wo kommst du jetzt her?“

Er deutete stumm hinter sich.

„Zeig uns doch mal deine Ausweispapiere.“ Ein Blick auf die

Jacke, ein Grinsen. „Oder deiner Dienstausweis.“

„Hab keinen Ausweis.“

„Das wundert mich nun aber“, sagte Dennis. „Und wie ist dein werter Name? Möchtest du ihn uns nennen?“

„Franz heiße ich.“

„Einen Nachnamen hast du nicht?“

„Scheller, Franz Scheller.“

„Soso, Franz Scheller heißt du. Ist ja ein besonders schöner Name. Erzähl uns doch mal, Franz Scheller, wo du die tolle Jacke her hast?“

„Hab ich gefunden.“ Die Stimme hatte einen trotzigen Klang.

„Klar! Polizeijacken liegen ja auch überall herum. Sobald ein Polizist eine neue Jacke bekommt, wirft er die alte

nämlich aus dem Fenster. Nimmt schließlich bloß Platz weg in der Wohnung. Und man weiß ja, dass Polizisten in ganz kleinen Wohnungen mit niedlichen Puppenhauskleiderschränken wohnen.“ In etwas ernsterem Tonfall fuhr Dennis zu sprechen fort: „Erzähl mal, wo hast du die Jacke gefunden? Hat dir nie jemand gesagt, dass nur echte Polizisten solche Jacken tragen dürfen?“

Franz Scheller sah schuldbewusst auf den Boden. Kleinlaut sagte er: „Mir war kalt, als ich aus dem Haus ging. Und die Jacke lag auf dem Rasen. Da hab ich sie angezogen. Weil mir so kalt war. Und diesen Schuh.“ Er wies auf den Schuh.

„Den anderen habe ich nicht gefunden. Nur eine Unterhose, aber die wollte ich nicht anziehen.“

Hugo sah Dennis an, verdrehte die Augen und wedelte mit einer Hand vor seinem Gesicht.

Meschugge, der Typ!, sollte es wohl heißen.

„Ziehst nicht gern Unterhosen an, wie?“, fragte Dennis in geheuchelt freundlichem Tonfall.

„Doch, schon, aber nicht so gern Gebrauchte von anderen Leuten.“

„Und eigene hast du nicht?“

„Zuhause habe ich ganz viele“, kam es beinahe beleidigt zurück.

„Das freut mich, dass du ganz viele Unterhosen zu Hause hast. Viel mehr

braucht man ja auch nicht im Leben.“ Die Polizisten wechselten wieder einen Blick. „Ich mach dir einen Vorschlag, Franz Scheller. Wir fahren dich gleich nach Hause, aber vorher begleitest du uns noch zu dem Haus dahinten, okay? Passt das heute noch in deine Terminplanung?“

Franz wog eine Weile den Kopf hin und her. Er hörte erst damit auf, als der Polizist vor ihm gegen seinen Brustkorb tippte.

„Weiß nicht. Möchte eigentlich nicht wieder dahin.“

„Gefällt es dir da nicht? Kann ich verstehen. Soll ja ein einsturzgefährdetes altes Gemäuer sein, hat mir mein

Kollege eben erzählt. Aber keine Angst, wir werden nicht lange bleiben. Ehe es einstürzt, sind wir wieder draußen. Ist versprochen!“ Er kniff verschwörerisch ein Auge zu.

Franz räusperte sich. Er schien nicht zugehört zu haben. „Dort wartet nämlich ein Monster auf mich.“

„Aha.“ Hugo trat an Dennis heran und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Der nickte.

„Ja“, sagte Dennis, „ist schon seltsam. Gleich zwei Verrückte, die wirres Zeug über ein Monster labern.“

Franz zupfte an einem Ärmel seiner Polizeijacke. „Es sei denn, die Gräfin hat ein anderes Opfer für das Monster gefunden. Dann hab ich vielleicht Glück. Aber ich will trotzdem nicht wieder

dahin. War lange genug in dem Haus und mein Urlaub ist lange vorbei. Glaub ich jedenfalls. Weiß ja nicht, welches Datum wir heute haben.“

„Ein anderes Opfer? Welches Opfer könnte deine Gräfin denn jetzt haben?“

Franz schaute auf die Uniform des Polizeibeamten vor ihm. „Zum Beispiel einen Polizisten. Man muss ja nur eins und eins zusammenzählen, und ich bin ja nicht doof. Ihre Opfer zieht sie immer aus. Also die Opfer, die eigentlich für ihren Gebieter, das Monster, gedacht sind.“

„Was meinst du“, flüsterte Hugo, „ob der Verrückte die Jacke von Bernd trägt?“

„Hm.“ Dennis rieb sich die Nase. Zu Franz gewandt, sagte er: „Sag mal, wie sieht deine Gräfin eigentlich aus?“

„Sie ist schön, eine unglaublich schöne und schreckliche Frau.“

„Wenn wir das so an die Zentrale durchgeben, werden wir sie sicher bald gefunden haben. Eine so detaillierte Beschreibung hatten die noch nie.“

„Hör auf, den Idioten zu befragen“, sagte Hugo laut. „Bringt doch nichts. Schlage vor, wir schauen uns da mal persönlich um.“ Leiser: „Irgendwie habe ich ein ungutes Gefühl. Am liebsten würde ich Verstärkung anfordern.“

„Verstärkung? Mach dich nicht lächerlich. Wir sind doch immer noch

das Gespött auf dem Revier, weil wir letzte Woche Verstärkung wegen eines kurzbeinigen Zwergdackels angefordert haben.“

„Der Tatverdächtige, der seine Wohnungstür nicht aufmachen wollte, hat behauptet, er würde seine beiden Rottweiler auf uns hetzen.“

„Ja, ich weiß, nur hatte der überhaupt keine Rottweiler, sondern bloß diesen Knirpskläffer, und der war nicht mal bissig. Der wollte nur schmusen.“

Franz drehte sich um und machte Anstalten, davonzugehen.

„Hey, Freundchen, wo wollen wir denn hin?“

„Ich führe Sie zum Haus. Ist nicht weit. Aber mit rein komme ich nicht.“

„Nix da“, sagte Hugo, „du setzt dich schön brav hinten in den Streifenwagen. Wir fahren die paar Meter. Falls irgendwas sein sollte, haben wir dann alles vor Ort.“ Zu seinem Kolleger gewandt: „Ich will nicht zurücklaufen müssen, falls wir doch noch per Funk Verstärkung anfordern müssen. Oder falls wir den Erste-Hilfe-Kaster brauchen sollten.“

„Mach nur, wie du willst“, sagte Dennis. „Mach du nur.“

„Vorher rauchen wir aber noch eine.“

„Klar“, sagte Dennis und zückte seine Zigarettenenschachtel.

Als sich die beiden Polizisten eine Zigarette ansteckten, wurde Franz erstmals wieder an seine Nikotinsucht erinnert. Merkwürdig, dass er im Haus der Vampirgräfin nie das Bedürfnis verspürt hatte zu rauchen. Gerade in Momenten großer Anspannung war ihm Nikotin in seinem Leben immer eine große Stütze gewesen. Eine Stütze, die er nun zeitweilig vergessen zu haben schien. Womit hing das zusammen? Mit den Bissen der Vampirgräfin? Durchaus möglich. Nach jedem Biss hatte er einen ... einen *Genuss* verspürt, der weit größer war als das, was ihm eine

Zigarette bieten konnte. Doch jetzt, da er die Polizisten rauchen sah, wurde er an sein altes Laster zurückerinnert und das Bedürfnis, den Qualm brennenden Tabaks in seine Lungen zu ziehen, ihn tief zu inhalieren, diesem geliebten Ritual zu frönen, wurde schier übermächtig. Er bat einen der Polizisten, ihm auch eine Zigarette zu geben. Dreimal musste er fragen, bis der sich ihm endlich zuwandte und eine aus seiner Packung klopfte.

Dann standen sie zu dritt in der Dunkelheit, drei Männer mit Polizeijacke, zwei mit Polizeihosen, einer mit nackten weißen Beinen, und bliesen Rauch in die Luft. Als er als Letzter seine aufgerauchte Zigarette auf

den Boden warf und mit dem beschuhten Fuß austrat, murmelte der eine Polizist etwas von „zwanzig Euro“, was er nicht verstand, aber da der andere Polizist lachte, ließ er die Bemerkung auf sich beruhen und fragte nicht nach. Seine Gedanken beschäftigten sich ohnehin mit anderen Dingen.

Er wollte weder in das Haus zurück noch auf diese Garten genannte kleine Fläche dahinter, die anscheinend als Pufferzone diente, um den Wald davon abzuhalten, das Haus zu überwachsen.

Morgen, ja, morgen, wenn alles vorbei war, ließe er vielleicht mit sich reden. Denn die Gräfin wollte er schon ... wollte er nicht ... wollte er schon, ja ...

Wollte er sie etwa wiedersehen?

Im Streifenwagen begann er sich die Haare zu rauen, weil ihm dieses Problem spürbar zu Kopf stieg, weil in seinem Kopf so ein schreckliches Durcheinander herrschte. Es brachte ihm einen Blick in den Rückspiegel und eine, wie er fand, unpassende Bemerkung ein: „Hey, halt mal die Füße still.“

Vor dem Haus weigerte er sich dann auszusteigen, sie mussten ihn aus dem Wagen zerren. Sie hatten eines seiner Beine und viel Kraft, und er hatte nur die Kante der Sitzpolsterung, an die er sich klammerte, und sonst nichts.

Kein Wunder, dass er dieses Kräftemessen verlor.

Sie legten ihm Handschellen an, weil

sie im Einsatz keinen zusätzlichen Ärger brauchen konnten und nicht, weil sie persönlich etwas gegen ihn hatten. So in etwa hatten sie sich ihm gegenüber jedenfalls ausgedrückt.

Plötzlich klangen Trommelschläge auf, ein dumpfes Bumm-bumm-bumm, das vibrierend nachtönte und im Verklingen wieder einsetzte.

„Irgendwie riecht es hier verbrannt“, sagte der eine, während sie seitlich am Haus entlangschlichen.

Der andere, Hugo, war schon ein Stück weitergekommen. Was sich seinen Blicken darbot, schien ihn zu erschrecken. Seine Augen weiteten sich. „O Gott!“, rief er und zog seine

Dienstwaffe. Dennis tat es ihm gleich.

Franz blieb an der Hausecke stehen, die Hände gezwungenermaßen auf dem Rücken. Er sah lodernde Fackeln und weiter hinten ein leeres Holzgestell. Vor dem Holzgestell lag rücklings ein nackter Mann. Die Gräfin hatte sich über den Mann gebeugt und drückte den Kopf des Monsters gegen seinen Hals.

Das Trommeln hörte mit einem Mal auf, worauf die Gräfin eine herrische Geste machte. Da erst bemerkte er Karla. Karla an der Trommel.

Wo war *der Ninja*?

Er entdeckte die Ninja-Frau an den von Fackeln gesäumten Rand. Sie versuchte, sich auf alle Viere zu erheben. Er hörte sie röcheln.

„POLIZEI!“

Die Gräfin richtete sich langsam auf, als sie die Polizisten auf sich zustürmen sah. Gelassen wartete sie ab. Sie drückte die Überheblichkeit alten Adels und die Anmut einer unnahbar schönen Frau aus.

Als der Polizist, der Dennis hieß, geduckt wie ein Ringer und noch in vollem Lauf, nach ihrem rechten Arm langte, griff er ins Leere. Er kam ins Straucheln, und eine Hand, die plötzlich auf seinem Rücken war, drückte ihn mit der Beiläufigkeit, über die allein überlegene Gegner verfügen, nach unten. Er stürzte mit einem verwunderten „Häh?“ ins Gras – und schrie seinen

Schmerz in die Welt, als die Hacke eines weiblichen Fußes gezielt in seine Wirbelsäule trat.

Hugo stoppte wenige Meter vor der Gräfin, ein erstaunter Blick in den Augen. Er richtete seine Dienstwaffe auf die Frau. Er war irritiert von der Diskrepanz zwischen der atemberaubenden Schönheit dieses weiblichen Körpers und der Hässlichkeit des Monsters am Boden zu ihren Füßen. Er hörte es schlürfen und erkannte sofort den Mann, an dessen Hals das Monster sich festgebissen hatte. Er war etwas blasser, als er ihn kannte, aber es handelte sich ohne Zweifel um Bernd. Der nette, immer hilfsbereite Bernd. Der manische

Blutspender Bernd, der nun, wenn auch nicht ganz freiwillig, seine größte *Blutspende* abgeben durfte.

„Nehmen Sie die Hände hoch!“, blaffte Hugo.

Die Vampirin nahm gehorsam die Hände nach oben, lächelte – und ließ sich abrupt fallen. Im Fallen klammerte sie die Beine um Dennis‘ Leib, ihre Füße schlugten Furchen durch den erdigen Boden, die Unterschenkel kreuzten sich unter seinem Bauch. Dann hockte sie, immer noch lächelnd, auf ihm und spannte Schenkel und Gesäßmuskulatur ruckartig an.

Ein Knirschen, ein Knacken, ein Brechen – ein letzter kläglicher Schrei.

Hugos Augen wurden groß.

Dennis erschlaffte.

„Oje“, sagte die Vampirin mit leisem Sarkasmus in der Stimme, „ich fürchte, ich habe deinen Freund gerade totgemacht. Was bin ich doch für eine böse, böse Frau! Ich kann gar nicht sagen, wie leid mir das tut – für dich wie für ihn. Er hatte schließlich sein ganzes unbedeutendes Leben noch vor sich. Und ich habe es ihm genommen. All die schönen Krankheiten, die er jetzt nicht mehr haben kann. All die Langeweile, die Mühsal seines Dienstes, die Selbstzweifel und Ängste, die ihn täglich plagten – all das zu genießen, bleibt ihm nunmehr versagt. Ist es nicht

furchtbar traurig?“

Hugo wich einen Schritt zurück. Der Waffenarm streckte er vor. Auf seinem Gesicht perlte der Schweiß, glänzte die Angst.

Die Frau warf theatralisch den Kopf zurück und breitete die Arme weit aus.
„Willst du mich erschießen, kleiner kostümierter Mann? Willst du mich töten?“

„Legen Sie sich auf ... auf den Boden. Mit dem, äh ... Bauch und, äh ... die Arme, die Hände ... mit dem Handrücken ... also umgedreht ... nach unten.“

„Du bist ein so energischer Mann“, sagte die Gräfin in einem säuselnden Tonfall, „das gefällt mir an dir. Das mag

ich.“

„Seien Sie still. Folgen Sie nur meiner
... meinen Anweisungen.“

„Kommst du dann auch zu mir auf den
Boden? Möchtest du mich in deinen
starken Armen halten? Möchtest du an
meinen Brüsten lecken? Möchtest du
das?“

„Halten Sie endlich das Maul!“, schrie
Hugo. Seine Hände begannen zu zittern.

„Wenn du meinen Leib nicht willst,
dann töte ihn. Töte mich! Ich bin bereit
zu sterben. Ich habe lange genug gelebt.“

Franz war zögerlich herangeschlichen,
Meter um Meter. Er stellte sich stumm
neben Hugo, schaute die Gräfin an. Sein
Blick wurde erwidert, er glaubte die

vage Andeutung zärtlichen Begehrens darin zu erkennen.

„Franz, mein lieber Franz! Ich werde heute fortgehen. Ich werde dich alleinlassen. Ist das nicht schrecklich für dich? Aber hab keine Sorge. Wir werden uns wiedersehen. Und dann wirst du bei mir bleiben, bis an dein Ende. Versprochen! Denn schließlich gehörst du mir. Und alles, was mir gehört, bleibt mein. Nichts, was mir gehört, darf sich von mir trennen. Nichts!“

„Töte ihn bitte nicht“, bat Franz.

Die Vampirin schüttelte den Kopf. „Das hast nicht du zu entscheiden, mein lieber Franz. Du bist nicht Herr über Leben und Tod.“ Sie deutete auf das

Monster mit den anderthalb Armen und den anderthalb Beinen. „Mircea ist der Herr über Leben und Tod. Und ich als seine untertänigste Dienerin bin es auch. Ich habe mich entgegen meiner ursprünglichen Absicht gegen deinen Tod entschieden ... vorerst, ja, vorerst, aber ...“ Sie wies auf den Polizisten mit der Waffe. „Er wird sterben müssen! In dieser schönen Vollmondnacht wird er sterben müssen. Und es gibt niemanden auf der Welt, der es verhindern könnte.“

In diesem Augenblick verlor Hugo die Nerven. Er drückte ab. Er schoss das halbe Magazin leer. Jeder Schuss traf die Gräfin in die Brust. Nach jedem Schuss zuckte ihr Leib, erbebten ihre

Brüste.

Die Vampirin gab einen Laut von sich, der wie ein Seufzen klang, und fiel hintenüber. Blieb liegen. Wie tot blieb sie liegen.

War sie tot?

Franz klappte die Kinnlade herunter.

Das ... das konnte nicht ... das war nicht möglich.

Er stolperte auf sie zu. Weil er durch die Handschellen eingeschränkt war, ließ er sich einfach neben sie ins Gras plumpsen. Wie gern hätte er ihr jetzt durchs Haar gestrichen oder über ihre Wangen. Da ihm dies versagt blieb, legte er seinen Kopf an den ihren, Wange an Wange. Eiskalt war sie, ihre Wange. Viel kälter als sonst. Er war

kurz davor zu weinen.

Seltsam.

Warum nur?

Warum betrauerte er sie?

Warum lag er neben ihr, statt aufzustehen und fortzugehen?

Wieder klangen Schüsse auf. Er glaubte, seine Trommelfelle würden platzen, müssten platzen oder platzten tatsächlich.

Das Monster bäumte sich auf, das Maul aufgerissen, mit glühenden Augen. Seine eingefallenen Schultern unter der zerrissenen Kleidung schienen sich zu heben, schienen anzuschwellen. Es versuchte, auf seine anderthalb Beine zu kommen, strauchelte, fiel.

Ein letzter Schuss kam aus Hugos Waffe, dann ein Klicken, ein Fluch aus Hugos Mund.

Das Monster brüllte, brüllte wie ein Löwe, und krabbelte dann einem riesigen hässlichen Käfer gleich über den Rasen. Wie schnell es sich mit einem Mal bewegen, wie schnell es krabbeln konnte. Hatte das Blut des Polizisten es bewirkt?

Franz blieb bei der Gräfin, während Hugo um sein Leben rannte, die nutzlos gewordene Waffe in einer Hand und den Monsterkäfer dicht auf den Fersen.

Nahezu entspannt und in plötzlicher Melancholie begriffen, legte Franz seinen Kopf auf die schönen gräflichen

Brüste wie in ein festes, nachgiebiges Kissen. Das abseitige, alptraumhafte Szenario vor sich nahm er bloß noch am Rande wahr. Es verwischte mit den Tränen in seinen Augen, wurde surreal und gnädig undeutlich.

Er schniefte ein, zwei Mal und schloss dann seine Augen.

Der kühle Nachtwind streichelte die beiden Leiber unsagbar sanft.

Der Polizist lief um das Haus. Magdalena vermutete, dass er zu seinem Streifenwagen wollte, um Verstärkung anzufordern. Oder um hineinzuspringen und einfach Gas zu geben, weil er eine beschissene Angst hatte.

Eine beschissene Angst hatte sie auch.

Nach ihrer Begegnung mit der Vampirgräfin war sie eine Zeitlang bewusstlos gewesen. Die Kraft dieser Frau hatte sie erschreckt. Sie hatte sie hinter sich hergezogen wie eine Stoffpuppe, die kaum ein paar Gramm wog. Und wie eine federleichte Stoffpuppe wurde sie gegen die

Hausmauer geschleudert. Danach war es dunkel um sie geworden, eine erlösende Ohnmacht hatte sie davor bewahrt, von einer Explosion des Schmerzes durchgeschüttelt zu werden, dessen erste Welle sie fortgerissen hatte. Als sie wieder zu sich kam, war der Schmerz zwar geblieben, aber dumpf und erträglich geworden. Sie lag bei den Fackeln und nicht am Haus. Anscheinend hatte die Gräfin sie aus einem für sie nicht nachvollziehbaren Grund zurück zu den Fackeln geschleift.

Nach einer ihr unendlich lang vorkommenden Zeit hatte sie sich irgendwann aufrappeln können. Alle Knochen taten ihr weh, wenn sie sich bewegte – aus dem dumpfen Schmerz

wurde ein ziehender –, doch sie wusste, dass sie aufstehen musste. Wenn sie nicht aufstand, würde sie dieses Abenteuer niemals heil überstehen.

Heil überstehen? Hah, heil überstehen ist nicht mehr, dachte sie. Wenn jetzt ein Arzt käme und dir alle angebrochenen Knochen eingipsen würde, würdest du aussehen wie eine einbalsamierte weiße Mumie.

Ein paar Meter entfernt von den Fackeln fand sie ihr Schwert wieder und steckte es in die Scheide auf ihrem Rücken.

Was war jetzt zu tun?

Sie fragte sich, was André getan hätte. Oder Chuck Norris. Vermutlich hätten

sie den Opfern hilfreich zur Seite gestanden. Wahre Helden kümmerten sich immer um die Opfer. Das machte sie aus.

Unentschlossen humpelte sie zu der Frau mit der Trommel. Die Frau war ihr schon aus der Ferne unsympathisch. Aus der Nähe konnte sie ihre Abneigung kaum verhehlen. „Geht es dir gut?“, fragte sie. „Kann ich etwas für dich tun?“

Die Frau brauchte mindestens drei Sekunden, um zu reagieren. Nach diesen drei Sekunden hob sie den Kopf und sagte mit monotoner, leiernder Stimme: „Ich will doch bald den Franz heiraten – in einer schönen Kirche.“

Interessante Antwort. Aber keine, mit

der sie gerechnet hatte oder die im Moment einen Sinn ergeben würde. Was sollte sie darauf sagen? Etwa: „Schön, darf ich eure Trauzeugin sein?“

Sie fragte sich, wie jemand in diesem grausamen Tohuwabohu an Heirat denken konnte. Außer vielleicht ein Psycho.

„Glückwunsch!“, sagte sie schließlich. „Da wird sich dein Franz aber freuen.“

Die Kleine lächelte. „Meinst du?“ Das Lächeln verlor sich rasch. Ihre Miene wurde hart. „Er weiß noch nichts davon. Kann sein, dass er nicht will. Was tut man, wenn jemand nicht heiraten will? Bringt man den dann um?“

Die ist ja noch durchgeknallter als ich,

dachte Magdalena.

Zum Spaß sagte sie: „Nur wenn nichts anderes mehr hilft. Wenn all deine Bemühungen nicht gefruchtet haben. Dann bringt man ihn selbstverständlich um, klar!“

Die Kleine nickte eifrig. „Ja, ich werde mich bemühen müssen. Ihm zum Frühstück Kaffee kochen. Ein bisscher seine Wäsche waschen. An seinem Schwanz und seinen Eiern lutschen.“

„Na, das hört sich doch nach einer tollen Strategie an“, sagte Magdalena, während sie ihren Blick schweifen ließ. Sie hatte es eilig. Sie musste weiter. Dem Polizisten auf dem Rasen würde sie zwar kaum noch helfen können, der war bestimmt mausetot, aber daneben

sah sie das Nacktmännchen, das seinen Kopf in den Brüsten der Vampirgräfin gebettet hatte. Schien selig zu schlafen auf seiner merkwürdigen Bettstatt.

Vorsichtshalber zog sie ihr Schwert. Die Vampirgräfin sah zwar nicht sehr lebendig aus, aber ...

„Ich wünsche dir alles Gute“, sagte sie zu der Irren mit der Trommel, ehe sie zu dem Nacktmännchen hinüberlief, das jetzt eine Polizeijacke und einen einzelnen Schuh trug. Alle drei Gestalten am Boden bewegten sich nicht. Waren sie etwa alle tot, auch das Nacktmännchen?

Sie stieß den Mann mit dem Fuß an.

„Hey, du!“

Es dauerte eine Weile, bis der seine Augen öffnete. Er schien nicht gleich zurück in der Welt zu sein, schaute glasig in den Himmel und dann auf sie.

„Hm?“, machte er.

„Wie geht es dir?“

„Nicht so gut“, sagte er und verzog den Mund wie ein Kleinkind, das seinen Heulkrampf mimisch ankündigt. „Ich will nach Hause. Ich will eine Unterhose anziehen.“

War das sein einziges Problem: eine Unterhose?

Sie warf einen prüfenden Blick auf die Vampirin. „Ist die Vampirsau da unter dir tot?“

Er fing jetzt tatsächlich an zu weinen.

Oder vielmehr zu wimmern, ganz leise.
„Jaaa, sie ... ja, sie ... ist tooot. Ist das
... ist das ... nicht furchtbar traurig?“

Wie man's nimmt, dachte sie. Andere würden diesen Umstand eher feiern, sie würden auf den Tischen tanzen, ein paar Silvesterraketen in die Luft schießen und die Gläser mit Hochprozentigem füllen. Und beim Anstoßen die Gläser klinnen lassen und die Hälfte wieder verschütten.

„Ich heiße übrigens Magdalena. Und wie heißt du?“

„Faaaaanz.“

Ach Gott, dachte sie, war er etwa der Heiratskandidat von der kleinen Irren? Kam er ja vom Regen in die Traufe. Andererseits: Wenn jemand freiwillig

auf einer Vampirin liegt, müssen sich bei dem auch schon ein paar wichtige Schrauben gelöst haben. Im Stillen gab sie Franz und der Trommelfrau ihren Segen.

„Was ist denn mit deinen Armen los?“

„Die Polizisten haben mir Handschellen angelegt. Auf dem Rücken.“

„Warum das denn?“

„Weiß ich nicht.“ Er schluckte, schien einen Kloß im Hals zu haben. „Kannst du mich bitte nach Hause fahren, Magdalena?“

„Klar“, versprach sie, „mach ich, doch vorher ...“ Sie sah kurz hinter sich.

„Vorher muss ich noch ein Monster

erlegen. Wartest du solange hier auf mich?“

„Mhm.“

Sie beugte sich zu ihm hinunter und gab ihm einen Klaps auf die Schulter. „Dann bis später, Franz.“

„Bis später ... Magdalena. Vergiss mich nicht.“

Bevor sie um das Haus zu dem Streifenwagen lief, zog sie zwei Fackeln aus dem Boden, das Schwert trug sie wieder auf dem Rücken. Sie atmete tief durch, als der Streifenwagen in Sichtweite kam. Die Fahrertür stand weit auf. Von dem Monster und dem Polizisten fehlte jede Spur.

Sie ging einmal um den Wagen herum. Am Kofferraum stutzte sie.

Er war nicht richtig geschlossen.

Da sie keine Hand frei hatte, stieß sie mit einem Fuß in den Spalt und schob den Kofferraumdeckel mit dem Spann nach oben.

Sie hatte es fast erwartet, den Anblick, der sich ihr jetzt bot, dennoch erschrak sie. Den Fuß zog sie zurück.

Der Polizist lag auf der Seite, die Beine angezogen, den Kopf verdreht und nach oben gerichtet. In seinem Hals klaffte ein dunkles Loch. An einem Hautlappen hing das dazugehörige herausgebissene Fleisch. Die Gesichtsfarbe des Polizisten war wächsern geworden, blutleer. Aus seinem Mund ragte ein metallenes Gerät.

Magdalena streckte eine der Fackeln aus, um besser sehen zu können.

Was da aus seinem Mund ragte, war ein Funkgerät. Jemand hatte ihm die Antenne in die Kehle gerammt. Das Ding schwankte leicht hin und her und schürzte die toten Lippen des armen Mannes auf.

Jemand hatte ihm die Antenne in die Kehle gerammt?

Dieses scheiß Monster muss es getan haben, dachte sie. Wer sonst?

Wo war dieses Vieh jetzt? Es musste noch in der Nähe sein. Irgendwo würde es auf sie lauern. Irgendwo.

Sie drehte sich auf der Stelle, sah Büsche, Bäume, wieder Büsche. Viel

mehr gab es nicht.

Versteckte es sich vielleicht im Auto?
Oder unter dem Auto?

Sie hielt die Fackeln an die Scheiben. In dem Wagen war niemand. Unter das Auto zu lugen, gestaltete sich als schwierig mit dem Schwert auf dem Rücken und den Fackeln in beiden Händen.

Schade, dass hier keine Vasen rumstehen, dachte sie, da hätte ich sie kurz hineinstellen können.

Sie ging vorsichtig in die Knie und dann auf alle Viere. Die Unterarme hatte sie am Boden, als ihr plötzlich etwas ins Gesicht sprang.

Oder haarscharf am Gesicht vorbei.
Ihr Herz setzte kurz aus – und begann

wieder zu schlagen, als sie den Verursacher ihres Schrecks erkannte: ein kleines Eichhörnchen, das drei Meter von ihr entfernt hocken blieb und seinen pelzigen Kopf neugierig in ihre Richtung drehte.

„Hast du mich erschreckt“, flüsterte Magdalena.

Sie warf einen Blick unter den Wagen, indem sie die Fackeln so tief wie möglich hielt und dabei rückwärts krabbelte. Das Licht reichte aus, um sich zu vergewissern, dass dort niemand war.

Kein Monster und auch sonst nichts.

Ihr eigenes Auto hatte sie weiter oben, dicht bei den Büschen geparkt. In der Dunkelheit war es kaum auszumachen.

Vielleicht sitzt das Monster in deinem Auto, wartet auf dich.

Sie richtete sich auf und lief geduckt zu den Bäumen vor dem Haus.

Nein, es musste hier irgendwo nah am Haus sein, das hatte sie im Urin. Sie setzte sich unter eine Esche und prüfte, ob die Erde weich genug war, um die Fackeln hineinstecken zu können. Sie schaffte es, aber nur ein Stück. Blieb eine wacklige Angelegenheit, zumal der Wind zunahm. Er kam in Schüben, kalte Windstöße. Die Kälte spürte sie vor allem auf der Haut ihrer oberen, freiliegenden Gesichtshälfte.

Mit ihrem Rücken schützte sie die Fackeln. Sie durften nicht ausgehen. Es

waren brauchbare zusätzliche Waffen.

Magdalena zog ihr Schwert, damit sie bequemer sitzen konnte, und schob die Kapuze nach hinten. Ihre Kopfhaut juckte wie verrückt. Sie legte das Schwert vor sich auf den Boden und kratzte sich mit beiden Händen. Ihr Haar war ganz verklebt. Später, wenn dieser Alptraum vorbei war, würde sie mindestens eine Stunde duschen.

Wenn du diesen Alptraum überlebst. Wenn nicht, ist nichts mehr mit Duschen. Dann finden sie dich mit deinen verklebten Haaren und deinem übel nach Schweiß und beginnender Fäulnis stinkenden Leichenkörper.

Magdalena wollte lieber gewaschen und gebürstet aufgefunden werden.

Lieblich duftend und das Gesicht schön eingecremt. Ja, so stellte sie sich ihren Tod vor. Vorher noch zum Friseur und

...

Sie lachte.

Jetzt wirst du auch noch verrückt, dachte sie. Kannst dir bald eine Gummizelle mit den beiden Verlobten teilen.

Mit dem stürmischer werdenden Wind kam ein erster Tropfen, der auf ihren linken Handrücken fiel. Fing wohl gleich an zu regnen. Sie kratzte sich weiter am Kopf, aber nur noch mit einer Hand. Mit der anderen verrieb sie den Tropfen auf ihrem Handrücken.

Als sie schließlich nach ihrem Schwer

greifen wollte, fiel ihr Blick im Schein der Fackeln auf ihre Hände.

Auf ihrer linken Hand klebte Blut.
Und an den Fingern ihrer rechten Hand.
Scheiße!

Über dir ist etwas. Was, kannst du dir sicher denken, oder?

Übertrieben langsam stand sie auf und bewegte sich ein Stück vom Baum weg. Sie riskierte einen Blick nach oben.

Das Monster entdeckte sie sofort. Es hing auf einem der unteren Äste. Einem besonders dicken Ast, auf dem es mit seinem Rumpf auflag, die anderthalb Arme und anderthalb Beine baumelten wie groteske Früchte herab.

Wie war es da überhaupt hinaufgekommen?

Magdalena zog die Taschenlampe aus ihrem Gürtel und richtete den Lichtstrahl auf das Antlitz des Ungeheuers. Was war mit ihm passiert? Es wirkte ... abwesend. Seine vormals rotglühenden Augen waren matt geworden. Leer wie die Augen eines Toten. Aus seinem halb geöffneten Mund troff Blut.

Vielleicht ist es tot ...

Sie nahm ihr Schwert auf und stieß es sachte an. Die Spitze bohrte sich in den Beinstumpf, versank in dem übriggebliebenen Schenkel wie in weicher Butter.

Keine Reaktion.

Magdalena glaubte nicht daran, dass das Monster tot war. Geschwächt, ja,

aber nicht tot.

*Du kannst ihm jetzt den Rest geben.
Tu es! Gib diesem Vieh den Rest!*

Kurz entschlossen lief sie zu ihrem Wagen. Sie hatte eine Idee. Zurück am Baum stellte sie einen Kanister vor sich ab und atmete tief durch. Ihre Befürchtung, dass der Wind die Fackeln ausblasen würde, war nicht eingetreten. Eine Fackel war umgefallen, brannte aber noch. Sie hob sie auf und löste mit der freien Hand die Verschraubung an dem Kanister. Er war bloß zur Hälfte gefüllt. Das Benzin darin schwappte gleichmäßig hin und her, als sie ihn ebenfalls anhob.

Für ihr Vorhaben brauchte sie zwei freie Hände. Sie bohrte die Fackel in die

Erde, nahm den Kanister auf – eine Hand am Henkel, die andere hielt ihn unten an seinem Boden – und stieß ihn nach oben. Benzin schwuppte heraus. Der Schwall traf das Monster nicht. Er regnete herab. Wenige Tropfen blieben auf dem Ast zurück. Das meiste würde in der Erde versickern.

Für einen zweiten Versuch stellte sie sich unter den Ast, leicht versetzt, und warf den Kanister hoch, wobei sie jedoch lediglich die untere Hand vom Behälter löste und die andere den Henkel fest umschlossen hielt. Nun schoss ein weit größerer Schwall aus der Öffnung. Er ergoss sich sowohl über das Monster als auch über Magdalena.

Ja, das meiste traf sie, und eine ölige Perle auf ihrer Oberlippe drang in ihren Mund ein.

Sie schüttelte sich und spuckte aus.
Widerlich!

Ihr Ninja-Anzug war klatschnass.

Pass jetzt besser mit dem Feuer auf!

Drei Sekunden später hatte sie wieder beide Fackeln in den Händen. Ein Windstoß brachte das Feuer gefährlich nah an ihr Gesicht.

Pass mit dem Feuer auf, sag ich, sonst brennst du gleich wie ein armer Ketzer in der Blüte der Christenheit, du dumme Nuss!

Sie drehte sich so, dass die Flammen in die andere Richtung leckten und stand einen Augenblick still.

Die Augen des Monsters erfassten sie. Statt der Glut seiner Unerbittlichkeit und Härte sah sie in ihnen die traurig-matte Gewissheit eines Sterbenden.

„Tja, muss leider sein“, sagte Magdalena, „eine Kreatur wie du hat auf dieser Welt nichts zu suchen.“

Sie hielt die Fackeln an die herabhängenden Gliedmaßen und verfolgte fasziniert, wie das Feuer sich gierig daran hoch fraß, wie es sich knackend wölbte und zischte.

Ein kräftiger Windstoß fuhr jetzt durch die Baumkrone. Das Feuer erfasste Blätter und benachbarte Äste, breitete sich aus, züngelte, knisterte, fauchte. Das brennende Ungeheuer ließ ein letztes

Mal sein Gebrüll hören, dann sackte es in sich zusammen, während es im Geäst knackte und brach. Ein morscher Ast fiel auf die Erde, er streifte Magdalena an der Schulter. Dann fing es an zu schneien.

Grauer Schnee wehte herab, mit Flocken so groß wie Schmetterlinge. Sie tanzten im Wind, wurden von ihm davongetragen und sanft ins Gras gesetzt. Eine fiel Magdalena auf ein Augenlid. Sie griff danach, und die Flocke zerbröselte in ihrer Hand.

Das ist kein Schnee, dachte sie, das kann kein Schnee sein.

Sie roch daran und verzog das Gesicht. Die Flocke roch nach Fäulnis und Verwesung, überdeckt und gemildert von

beißendem Rauch.

Immer mehr Flocken regneten herab, umtanzten sie und zerfielen auf der Erde, während die Baumkrone lichterloh in Flammen stand.

Der Wind wurde stärker und pfiff um die Hausecken. Ein loser Dachziegel schlug auf die Erde, ein Fensterladen knarrte. Magdalena kam es vor, als würde das morsche Gemäuer des Hauses sich leicht neigen.

Und der Schnee, der Schnee, der Schnee, dachte sie, der Schnee ist das Monster – oder das, was von ihm übrig geblieben ist.

Und ICH habe es getötet.
ICH!

Das herannahende Gewitter nahm sie kaum wahr. Die zuckenden Blitze und den heraufgrollenden und dann tosenden Donner. Ein Blitz schien direkt im Mond einzuschlagen. Andere stachen wie im Kampf in benachbarte dunkle Wolken. Einer brach weißschimmernd und gleißend ins Haus.

Sie hatte plötzlich das Gefühl, dass jemand hinter ihr stand. Jemand, der es nicht gut mit ihr meinte, jemand, der sie hasste. Sie *wusste*, dass jemand hinter ihr stand.

In der Ferne hörte sie Sirenengeheul. Es kam rasch näher. Sie dachte an das Funkgerät, das mit seiner Antenne im Rachen des Polizisten steckte. Ob der

Polizist noch einen Funkspruch hatte absetzen können, ehe es ihm in den Schlund gestoßen worden war? Kam jetzt die Verstärkung, die er in den vielleicht letzten Sekunden seines Lebens gerufen hatte? Es sah danach aus.

Aber sie kommen zu spät.

Die Wolken begannen sich zu entladen. Starker Regen trommelte auf das brennende, von Rauchschleiern umwehte Haus. Der Dachstuhl brach ein, darunter rumorte es, das Gemäuer erzitterte.

Magdalena hob ihr Schwert auf und drehte sich um, bereit, sich ihrem letzten Kampf zu stellen.

Die Gräfin war nicht tot, die Gräfin ruhte sich aus, war in einer Art meditativer Trance begriffen, in der ihre Wahrnehmung auf ihr Innerstes beschränkt blieb. Jetzt war sie zurück und hörte Franz' Herz überlaut pochen. Sie roch sein Haar, seine Haut, seinen Atem, sie roch seine Zuneigung wie seine Angst. Sie lächelte, obwohl sie noch geschwächt war.

Den Schüssen des Polizisten hätte sie leicht ausweichen können, aber sie hatte es nicht gewollt. Sie mochte das Melodramatische, das Theatralische, das Schauspiel. Sie genoss es, den

Menschen Hoffnung zu geben und diese Hoffnung binnen kurzem wieder zu zerstören. Sie genoss auch Franz' Traurigkeit. Es rührte sie. Er war ihr beinahe hündisch ergeben. Kein Mensch vor ihm, den sie mit in ihr Haus genommen hatte – auch vorher nicht in ihrer Heimat Rumänien – hatte ihr eine ähnliche Anhänglichkeit bewiesen. Es machte ihr Freude, ihn zu erregen und dann wieder zu quälen. In beiden Fällen zitterte sein Körper. Sein Körper zitterte immer, wenn sie bei ihm war. Köstlich! Sie liebte seinen zitternden Körper. Wenn sie sich im Bett an ihn schmiegte, war es, als würde sein Leib sie sanft massieren und seine Erregung, geleitet von Begierde oder Angst oder einer

Mixtur aus beidem, ihr zusätzliche Kraft verleihen.

Zittern bedeutet Leben, dachte sie. Wann hast du das letzte Mal gezittert? Als du noch ein Mensch warst – natürlich. Seitdem nie wieder.

Sie fuhr mit einer Hand durch Franz' Haar, worauf er erwachte. Als sie ihn ansprach, begann sein Zittern aufs Neue.

„Du lebst, Gräfin?“, fragte er.

„Natürlich lebe ich, mein lieber Franz“, erwiderte sie, „kein Mensch kann mich töten, oder hast du das etwa gedacht? Und verletzen kann mich ein Mensch nur, wenn ich es ihm gestatte.“

Franz hatte seinen Kopf ein Stück erhoben, während er sprach. Nun ließ er

ihn wieder auf ihre Brüste sinken. Er schloss seine Augen. Zufrieden.

Dieses Vertrauen, das er hat, wenn ich ihn freundlich behandle, dachte die Gräfin, dieses Vertrauen, das ich eines Tages enttäuschen muss, wenn mein Überdruss seinen Tod verlangt. Es ist schade, schade um ihn, doch unabänderlich. Für meine Launen kann ich schließlich nichts. Man kann sie mir nicht vorwerfen, ich hatte sie schon als Mensch.

Ihn zu töten, der Tötungsakt an sich, würde ihr sogar Freude bereiten, wenn sie ehrlich war. Sicher wäre es begleitet von Schmerz. Aber musste Schmerz denn immer schlecht sein? Es war Teil des Lebens, und wer, wie sie, nicht mehr

fähig war, ihn körperlich zu empfinden, führte ihn sich auf anderem Wege zu. Oder fügte ihn sich zu.

War sie denn wirklich unfähig, körperlichen Schmerz zu empfinden?

Ein plötzliches Stechen in ihrer Brust schien sie gerade in dem Moment, als sie darüber sinnierte und seine Möglichkeit verleugnete, belehren zu wollen. Erstmals seit Jahrhunderten spürte sie tatsächlich Schmerz.

Es war ein grausamer Schmerz, der ihr etwas sagen, etwas mitteilen wollte. Er sprach vom nahenden Tod eines Wesens, mit dem sie tief verbunden war. Und dessen Trennung von ihr gerade begonnen hatte.

MIRCEA!, schrie eine Stimme in ihr.
Mircea stirbt!

Und du kannst es nicht verhindern.
Oder?

Die Hand in Franz' Haar packte zu und riss ihn hoch, während sie halb aufstand. Benommen schaute sie sich um, versuchte, sich auf ihre Umgebung zu konzentrieren. Es fiel ihr schwer. Aus den Augenwinkeln sah sie Franz' von Qualen gezeichnetes Gesicht. Sie hatte seinen Nacken überdehnt, sein Genick würde brechen, wenn sie ihn nicht gleich losließ.

Also ließ sie ihn los.

Er plumpste ins Gras und wälzte sich am Boden. Er stöhnte.

„Stell dich nicht so an!“, fuhr sie ihn an. „Nur weil ich dich etwas härter anfasse, musst du dich nicht wie ein kleines verhätscheltes Schulumädchen gebärden.“

„Was hab ich denn falsch gemacht?“, jammerte Franz. „Ich hab doch gar nichts falsch gemacht.“

Wie schwindlig ihr mit einem Mal war. Kaum hatte sie sich aufgerichtet, schwankte sie wie ein Schilfrohr im Wind. Was war los? Waren die Geschosse schuld, die in ihren Leib gefeuert worden waren?

Höchstwahrscheinlich, aber das war nicht schlimm. Ein wenig Blut würde sie schnell wiederherstellen. Ein paar

Tropfen des kostbaren Blutes. Oder ein paar Tropfen mehr.

Sie stützte sich an Franz ab, der mittlerweile in die Hocke gegangen war. Verständnislos war sein Blick. Wie so oft ahnungslos wie ein Baby. Normalerweise amüsierte sie sich darüber. Heute nicht. Mircea starb. Oder war schon tot. Sie musste zu ihm. Nur das war wichtig.

„Franz“, sagte sie, „leg deinen Kopf in den Nacken.“

Diesmal reagierte er sofort. Zaudernd zwar und so quälend langsam, dass sie nachhelfen musste mit brutaler Gewalt, aber immerhin bezeigte er ihr Gehorsam.

Sie fand die Male und versenkte ihre oberen Eckzähne darin. Ein Blutstrahl

fuhr in ihren Rachen und rann ihre Kehle hinab, belebendes frisches Blut. Wie durstig sie war. Und wie ungeduldig. Sie musste sich beherrschen, um ihn nicht vollends auszusaugen. Beinahe hätte sie in ihrem Rausch auch die unteren Zähne in sein Fleisch getrieben und ihn mit einem Biss getötet. Bei ihren nicht so kostbaren Opfern tat sie es auf diese Weise. Bei denen mit gewöhnlichem Blut. Die sie aussoff wie Einwegflaschen und dann in Restmülltonnen entsorgte.

Sie musste sich abwenden, um sich zu fassen. Als sie sich wieder umdrehte, sah sie, dass seine Halsschlagader weiter pulsierte. Sie drückte zwei

Finger gegen die Male und leckte anschließend mit der Zunge darüber. In der richtigen Menge angewandt, stillte ihr Speichel Wunden. Seit sie zum Vampir wurde, war das so. Erklären konnte sie dieses Wunder nicht.

Die Gräfin erhob sich. Sie spürte, wie ihre Kraft zurückkehrte. Im Vollbesitz ihrer Kräfte könnte sie in weniger als einer Sekunde bei Mircea sein, aber soweit war es noch nicht. Es brauchte seine Zeit, bis sie wieder die Alte war. Der Schwindel würde erst allmählich nachlassen. Für den Moment musste sie mit ihrer körperlichen Schwäche leben. In einem Jahrhunderte andauernden Leben waren ein paar Stunden schließlich nichts. Es war kaum ein

Wimpernschlag.

Mit einem Sprung war sie beim Haus. Sie landete auf allen Vieren wie eine Katze, stand auf und ... und musste sich haltsuchend gegen die Hausmauer lehnen. Das Stechen in der Brust war zurückgekehrt, stärker als zuvor. Sie krümmte sich. Sie spürte Mirceas Todeskampf. Sie spürte, dass es gleich vorbei war. Er starb. Für immer. Dann würde sie allein sein. Ebenfalls für immer.

Ein furchtbarer Schrei kam aus der Tiefe ihrer Kehle. Es klang nach einem gequälten Tier, und genauso fühlte sie sich, wie ein gequältes Tier.

Ein Tier, das seine Mutter verloren

hatte. Oder Mutter *und* Vater.

Starker Wind fuhr ihr in die Seite. Der Wind war ihr Freund. Manchmal nutzte sie ihn, um zu fliegen wie ein Drachenflieger, nur dass sie kein Fluggerät dazu brauchte. Sie sprang zehn Meter hoch und ließ sich dann von ihm treiben. Oder beeinflusste durch geschickte Drehungen, durch Verlagerung ihres Körpers, die Richtung.

Derzeit fehlte es ihr an Kraft, um zehn Meter hoch springen zu können. Der Sprung bis zum Haus hatte ihr schon alles abverlangt. Sie musste um das Haus herumgehen wie ein normaler Mensch. Oder wie ein sehr schwacher Vampir.

Auf der anderen Seite des Hauses sah sie die Frau in dem seltsamen schwarzen Anzug. In ihren Händen hielt sie Fackeln. Und über der Frau, in der Krone einer Esche, brannte Mircea, brüllte Mircea, STARB Mircea.

Der Gräfin wurde schwarz vor Augen. Eine Zeitlang war sie wie erblindet. Als ihre Sehkraft nach und nach zurückkehrte, fiel etwas, das wie grauer Schnee anmutete, vom Baum.

Warum hatte Mircea die Frau nicht einfach zerfetzt? Das kostbare Blut des Polizisten hätte ihm annähernd die Kraft zurückgeben müssen, die er einst besessen hatte. Zumindest für die Vollmondtage – und einige Tage danach.

Wie ein Raubtier hob sie ihre Nase in den Wind und schnupperte. Sie roch einen frischen Leichnam. Sie roch eine aufgerissene Wunde und die Reste gewöhnlichen Blutes. Und sie verstand. Mircea musste sich in seiner Gier nach Blut wie ein Besessener gebärdet haben. Das Vampirdasein war ein Weg in den Wahnsinn – das wusste und fühlte sie, denn der Wahnsinn loderte auch in ihr –, und ein tausendjähriger Vampir wie er war bereits am Ende dieses Weges angelangt. Annähernde Unsterblichkeit war für Vampire allenfalls zu erreichen, wenn sie sich den Veränderungen anpassten. Über die Jahrhunderte wurde die Gier nach Blut größer und im

Missverhältnis dazu der Bedarf und die Verträglichkeit des untoten Körpers geringer. Zu viel Blut konnte einen alten Vampir genauso töten wie gewöhnliches Blut.

Hätte ich mich nicht auf dieses kindische Spielchen eingelassen – wäre ich bei ihm geblieben, als er meiner Hilfe bedurfte –, es wäre nie so weit gekommen, dachte sie. Doch ich musste ja die Sterbende spielen, die einem Gott gleich wiederaufersteht, aus purer Eitelkeit.

Sie verdrängte den Gedanken über die Folgen von Mirceas Tod, darüber, dass der Tod des Königs der Vampire zum Krieg unter seinesgleichen führen würde.

Die Gräfin versuchte sich zu fassen. Die Frau in dem schwarzen Anzug hatte sich ihr gerade zugewandt. Die Frau, die ihren geliebten Mircea, den König der Vampire, getötet hatte. Die Fackeln hatte sie gegen ein Schwert getauscht.

Kurz vorher waren Polizeisirenen aufgeklungen. Erst sehr leise, kaum hörbar, wurden sie innerhalb von Sekunden immer deutlicher, lauter.

Ich hätte sie gleich bei unserer ersten Begegnung töten sollen, ging es der Vampirin durch den Kopf. Dann würde Mircea noch leben. Nun bleibt nicht mehr viel Zeit.

Und du bist so schwach.

Erneut wurde ihr schwarz vor Augen.

Sie taumelte und spürte einen Fremdkörper in ihrem Leib. Sie fuhr mit beiden Händen über ihren Rücken und ertastete etwas Scharfes, Spitzes, Kaltes, das dort wieder ausgetreten war. Sie griff um den Körper herum bis vorn an ihren Bauch.

„Stirb, du Missgeburt!“, schrie die Frau, die das Schwert losgelassen hatte. Sie schien das Getaumel der Vampirin als ihr Werk anzusehen, glaubte sie wohl schon am Rande des Todes.

Was für Augen sie machte, als das Schwert mit einer Hand wieder herausgezogen wurde.

„Wie ...?“, stammelte sie, „wie ...? Das ist ... ist ... ist ...“
Unmöglich?

Das Schwert zischte durch die Luft. Ein gellender Schrei erklang. Der Schrei wurde übertönt von den Sirenen der Streifenwagen, die in die Straße einbogen. Zwei, drei Sekunden, dann würden sie vor dem Haus sein.

Die Gräfin musste fort. Fort aus dieser Stadt, fort aus diesem Land. Sie hatte genug Aufmerksamkeit erregt. Nie sollte jemand belegen können, dass ihre Art existierte. Die Menschen sollten Vampire weiterhin für ein Ammenmärchen halten und die wenigen, die das Gegenteil behaupteten, für verrückt abtun und ihnen einen lebenslangen Platz in ihren Anstalten gewähren. Die Ignoranz der Menschen

h a l f , das
aufrechtzuerhalten.

Ammenmärchen

Der Regen, der mit dem Gewitter gekommen war, würde sämtliche Spuren auslöschen. Von Mircea selbst blieb nichts auf dieser Welt. Weder Körper noch Geist. Vor allem sein Geist würde fehlen. Sein Geist waren die Bande, die die Vampire zusammenhielten. Und nun fielen sie alle in einen tiefen Abgrund.

Den Abgrund spürte die Gräfin schon jetzt.

War die Frau tot? Ihr war immer noch schwarz vor Augen, all ihre Sinne waren geschwächt. Vielleicht roch sie deshalb den Tod der Frau nicht. Oder sie roch ihn nicht, konnte ihn nicht riechen, weil die Frau noch am Leben war. Wie auch

immer, sie würde sich in dieser Nacht keine Gewissheit verschaffen können.

Als das Blaulicht der Streifenwagen am Ort des Geschehens aufflackerte, war die Gräfin bereits verschwunden.

Epilog

„Wie lang sind wir denn bei uns, Herr Scheller?“

Franz saß auf einem niedrigen Stuhl und vor einem wuchtigen Schreibtisch. Dahinter thronte Professor Dr. Richard in nachlässiger Sitzhaltung, die Hände wie zum Beten vor dem Bauch gefaltet. Sein Blick ging an Franz vorbei und zum Fenster hin. Es war ein schöner Tag, der zum Spazierengehen einlud.

„Weiß nicht, drei Wochen?“, riet Franz.

„Drei Monate sind wir hier“, berichtigte der Professor, „und ...“, er warf einen Blick auf seinen Notizblock,

er schien verwirrt, weil seine Schrift so unleserlich war. Er hielt den Block vor seine Augen, vor seine Brille. Er schüttelte mit dem Kopf und klatschte den Block auf die Schreibtischplatte.

„Es ist Zeit, dass wir in die Welt da draußen zurückkehren, Herr Scheller. Wir müssen wieder am Leben teilnehmen. Das müssen wir.“

Franz nagte an seiner Unterlippe. „Bir ich denn geheilt?“

Professor Dr. Richard lächelte. Es war ein Lächeln voller Nachsicht. Er stand auf und ging, nein, schlenderte zum Fenster hin. Er öffnete das Fenster und beugte sich weit hinaus. Franz fürchtete, dass er springen würde, doch der Mann mittleren Alters und mittlerer Statur

lehnte sich schon wieder zurück. Als er weitersprach, wandte er sich nicht um. Er schien zu der Taube zu sprechen, die auf einem Ast in einem Apfelbaum hockte.

„Gesundheit und Wohlbefinden sind pure Illusion, Herr Scheller. Wir alle sind Opfer des Verfalls. Sobald wir ausgewachsen sind, beginnt der körperliche Verfall, beginnt er unausweichlich und fürchterlich. Und was unsere Psyche anbelangt ...“ Eine zweite Taube flog auf den Ast. Beide schauten scheinbar interessiert auf den dozierenden Professor. „Unsere Psyche ist Schwankungen unterlegen, bösen, bösen Schwankungen. Sie wird von

Stimmungen beeinflusst, von Hochs und Tiefs und von seltsamen Vorstellungen, die wir von der Welt und vom Leben haben. Unsere Psyche ist nie ganz gesund – und was nie ganz gesund ist, ist auch nicht heilbar.“

Franz überlegte, was es für ihn bedeutete, wieder in die Welt entlassen zu werden. Er hatte in diesem Irrenhaus (er nannte es Irrenhaus, obwohl *sie* es Klinik nannten) alles, was er brauchte: ein eigenes kleines Zimmer, Kontakt zu anderen Menschen, wenn er es wünschte (er wünschte es fast nie) und seine kostenlosen vier Mahlzeiten am Tag. Im Grunde fehlte es ihm an nichts. Und was er nicht brauchte – Arbeit, zum Beispiel – blieb ihm hier erspart. Die

Gruppentherapie war ihm zwar zuwider, denn er kehrte sein Inneres ungern vor einer Gruppe nach außen, aber an die Einzelsitzungen mit dem Professor hatte er sich gewöhnt. Der Professor ließ ihn gemeinhin einfach reden und starrte an ihm vorbei, während er murmelnd über sein Leben redete, über Vampire und Monster, über die Vorzüge des Nacktschlafens (seit seiner Zeit im Haus der Gräfin schlief er mit Vorliebe nackt) und darüber, dass in Buchhaltungen nur Verrückte sitzen und arbeiten würden.

„Glauben wir denn noch an Vampire, Herr Scheller?“

Die Antwort, die der Professor hören wollte, war ein klares Nein, das wusste

er. Es war ihm immer und immer wieder erklärt worden, dass es zwar böse Menschen gäbe, die sich wie Vampire aufführten, doch das richtige Vampire bloß in seiner Fantasie existierten. Er solle sich nun den Menschen öffnen, wenn er wieder Teil der Gemeinschaft geworden sei. Er solle sich mit Menschen austauschen, sich guten Freunden anvertrauen. Er habe doch bestimmt einen guten Freund?

Franz überlegte angestrengt, schließlich waren nun zwei Fragen zu beantworten; der Professor wartete stumm am Fenster.

Franz hatte mit Freundschaften schlechte Erfahrungen gemacht. Freunde waren seiner Meinung nach Parasiten.

Egoisten, die Zeit raubten und Luft und einen bedrängten wie Wegelagerer. Einen *echten* Freund, wenn es so etwas überhaupt gab, hatte er nie gehabt. Und die unechten würde er alle zum Teufel jagen, wenn er hier raus war, angefangen bei seinem Nachbarn, dem nervigen Möchtegernkomiker Heinz. Das hatte er sich noch im Haus der Gräfin vorgenommen. Er erinnerte sich vag daran. Es war in den Tagen, als er so krank gewesen war.

„Einen Freund ...“, sagte er leise und im Tonfall von „einen Feind“. Nach einer halben Stunde des Grübelns stand der nächste Patient vor der Tür. Franz beantwortete keine der Fragen.

Am nächsten Morgen stand Franz mit einer Reisetasche und einem kaputten Regenschirm draußen in der Kälte. Ihn war gesagt worden, dass seine Mutter ihn abholen käme, doch seine Mutter kam nicht. Also machte er sich nach zwei Stunden geduldigen Wartens mit steifgefrorenen Gliedern allein auf den Weg. Die ganzen drei Kilometer bis zu seiner Wohnung ging er zu Fuß. Eine halbe Stunde, in der er glaubte, die Welt völlig neu zu sehen. Er empfand sie als enttäuschend nüchtern, die neue Welt. Obwohl er darauf verzichtet hatte, den Bus zu nehmen, weil er in Bussen immer in geballter Form auf die Realität des

Lebens traf – auf trübsinnige, gelangweilte, finstere oder suizidale Gesichter – wurde sie per pedes nicht besser. Die Welt ist grau, dachte er, und hat nichts Strahlendes, Glitzerndes. Das hat sie nur in Filmen oder Romanen, in gekürzter, geraffter Form, in der die besonderen Momente des Daseins überzeichnet hervorgehoben werden. Bei wirklichen Menschen findet man dieses strahlende Glitzern allenfalls, wenn sie zeitweilig dem Wahnsinn anheimgefallen sind, zum Beispiel in Phasen der Verliebtheit oder wenn sie durch Drogen der Wirklichkeit enthoben sind.

Oder wenn sie ein Vampir gebissen hat.

Ja, so dachte er, während er seines Weges schritt und endlich das an einem heruntergekommenen Park gelegene Haus erreichte, in dem er seit fünf Jahren eine kleine Wohnung gemietet hatte. Die Tür unten war wie immer angelehnt, er drückte den Schirmknauf dagegen und schob sie auf. Dann stapfte er die Stufen hoch in den dritten Stock, schloss die Tür auf und, als er drinnen war, gleich wieder ab. Seine Schuhe hinterließen Abdrücke auf dem Laminat. Es hatte sich während seiner Abwesenheit eine Menge Staub angesammelt, doch das störte ihn nicht. In der Küche fand er ein angebrochenes Päckchen Zigaretten. Er zündete sich

eine an, ging ins Schlafzimmer und setzte sich aufs Bett.

Was sollte nun aus ihm werden? Seine Anstellung hatte er verloren, das war ihm schon während seiner Zeit in der Anstalt mitgeteilt worden. Und das sein Dispokredit bis zum Limit ausgereizt war, das auch noch. Beides hatte er von seiner Mutter erfahren, bei ihrem einzigen Besuch in der Anstalt. Außerdem hatte sie ihm in der ihr eigenen sachlichen Art übermittelt, dass er nach seiner Entlassung auf dem Polizeipräsidium vorstellig werden solle. Die hätten noch einige Fragen an ihn. Fragen, die sie ihm bisher nicht stellen konnten, weil der Professor es verhindert hatte. Er erinnerte sich, wie

seine Mutter plötzlich zu flüstern anfing: „Ich glaube, die haben den Verdacht, dass du etwas mit diesen Morden zu tun hast und mit den verstümmelten Leichen.“ Vorher hatte sie ihm Zeitungsartikel gezeigt, alle fein säuberlich von ihr ausgeschnitten. Artikel über *Abspritzermorde*, über tote Polizisten und einen reißerischen Artikel aus der Bildzeitung über einen mit einem Schwert skalpierten Ninja. Nachdem seine Mutter den Verdacht der Polizei erwähnt hatte, über sein potenzielles Mitwirken an den Morden, war sie übrigens gleich von ihm abgerückt und wenig später war sie gegangen, die Enttäuschung einer Frau im Gesicht, aus

deren Becken einst nichts Besseres als ein missratenes Kind niedergekommen war.

Franz drückte die Zigarette im Aschenbecher auf dem Nachttisch aus. Vielleicht sollte ich morgen gleich zum Arbeitsamt, um Stütze zu beantragen, dachte er. Doch was sage ich denen, wenn sie fragen, warum ich erst jetzt komme? Ich war verhindert, weil ...

Weil ...?

Hmm.

Erzähl denen besser nichts von Vampiren.

„Können Sie einen wichtigen Gruna vorbringen, aus dem sie ...?“

Nee-nee-nee, lieber nicht.

Er ließ sich aufs Bett sinken.

Er starrte an die Decke und etwas später, als er sich auf die Seite gedreht hatte, gegen die Wand. Die Wand war nicht mehr so weiß wie zu der Zeit seines Einzugs, sie war dunkler mit ins Gelbliche gehenden Flecken. Kam von Rauchen, vom Nikotin. Musste er neu anstreichen, die Wand. Irgendwann, wenn er Lust dazu hatte. Vielleicht nie.

„Franz!“

War da eine Stimme – eine Stimme, die in sein Ohr hauchte? Oder war es nur ...

„Komm zu mir, Franz!“

Was? Nee, da war nichts. Die gehauchten Worte bildete er sich ein. Ja, oder er wollte sie sich einbilden. Die Stimme der Gräfin.

Plötzlich lief ein dickflüssiger roter Strahl die Wand hinab. In ihrer Mitte lief er auseinander, er teilte sich in Wellen und Schnörkel und aus den Wellen und Schnörkeln wurden Wörter, aneinandergereiht zu einem Satz und mehrfach wiederholt in akkuraten Reihen.

Komm zu mir, Franz!

Komm zu mir, Franz!

Komm zu mir, Franz!

Es roch nach Blut. Die Wand roch nach Blut. Ein bitterer, scharfer Geruch. Und doch auch süß.

Die Wörter veränderten sich, Buchstaben bildeten sich neu, neue Sätze entstanden:

*Du hast mir zu gehorchen, Franz,
denn du bist mein! Wer mir nicht folgt,
den hole ich. Ich hole DICH, hörst du?*

Er spürte eine Berührung an seinem Schwanz und schreckte hoch. Sein Kopf schreckte hoch. Sein Körper blieb nahezu unverändert auf der Seite liegen.

An der Wand war kein Blut. Er musste eingeschlafen sein, länger geschlafen haben. Der anbrechende Abend hatte das Zimmer in ein dämmriges Licht getaucht.

Doch eines hatte er nicht geträumt. Die Berührung an seinem Penis war keine Einbildung gewesen. Die Berührung hielt unvermindert an, strich seinen Schwanz hoch; eine schweißnasse Hand, die sich nun zu schließen begann.

Genau in diesem Moment!

Jemand musste in seine Wohnung eingedrungen sein und sich in sein Bett gelegt haben, um ihn an seiner empfindlichsten Stelle zu packen.

Er hätte schreien können vor Angst – und erstarrte stattdessen.

„Du bist wach?“

Als er die Stimme erkannte, wollte er sich ruckartig herumwerfen. Im letzten Augenblick besann er sich. Es hätte seinem besten Stück ein übles Ende beschert.

„Was machst du hier?“, fragte er mit mühsam beherrschter Stimme.

Karla kicherte wie ein kleines Mädchen. „Ich liebe dich, Franz! Ich

liebe dich über alles. Spürst du nicht, wie sehr ich dich liebe?“

Ihm lief ein Schauder über den Rücken – und kein angenehmer.

Die Frau ist wirklich wahnsinnig, dachte er.

„Wie ... wie bist du hier hereingekommen, Karla?“

Die geschlossene Hand fuhr seinen Schwanz rauf und runter. Die Frau in seinem Rücken sagte: „Deine Mutter hat mir ihren Schlüssel zu deiner Wohnung geliehen.“

„Meine Mutter hat ...?“

„Ja, ich habe ihr von uns erzählt. Von unserer Liebe und dass ich mich um dich kümmern werde, wenn du wieder zu Hause bist. Sie hat sich sehr darüber

gefreut, dass es jetzt jemanden gibt, der sich um dich kümmern will. Ich glaube, vor allem deshalb, weil sie sich dann selber nicht mehr kümmern muss. Sie meint, dass du dich verändert hast in letzter Zeit. Dass bei dir eine Schraube locker ist. Und sie findet es gut, dass eine vernünftige Person – ja, so hat sie mich genannt: *eine vernünftige Person* – bereit ist, eine Beziehung mit dir einzugehen. Du hast eine unglaublich nette Mutter. Da hast du richtig Glück gehabt. Sie steht unserer Liebe nicht im Weg.“

Er konnte es nicht glauben. Das war alles nicht wahr! „Unserer Liebe?“

Er hörte wieder dieses irre

Kleinmädchenkichern. „Ich weiß, dass du mich *noch* nicht liebst, aber glaub mir, das wird kommen, wenn du erst siehst, wie schön es ist, mich an deiner Seite zu haben. Für immer.“

„Du bildest dir bloß ein, mich zu lieben, Karla“, sagte er. Seine Stimme klang heiser. „Ich ... ich möchte dich bitten zu gehen.“

Einen Moment blieb es still, und die Hand an seinem Glied verharrte. Danr sagte sie im Flüsterton: „Ich habe ein Messer, Franz.“

Scheiße!

Wozu sie mit einem Messer fähig war, wusste er ja aus schmerzlicher Erfahrung.

„Aber ich ... ich ...“, begann er

stockend, nach Worten suchend, mit denen er sie besänftigen konnte, „ich brauche noch Zeit. Ich bin noch nicht bereit, um ...“

Ich will nicht mit dir schlafen, du blöde Ziege!, dachte er. Verschwinde! Verschwinde aus meinem Leben!

Sie fing wieder an, an seinem Schwanz zu reiben. „Keine Angst, Franz! Ich will nicht mit dir schlafen. Ich bin nämlich so 'ne altmodische. Ich werde mich dir erst in unserer Hochzeitsnacht hingeben. Dann aber – wie sagt man so schön? – mit Haut und Haar und wild und dreckig. Kannst du dich so lange gedulden, Franz? Ich weiß, es ist schwierig.“

In unserer Hochzeitsnacht?

Wild und dreckig?

„Und was soll dann bitte deine Hand an meinem ... an meinem Glied, wenn du noch nicht bereit bist?“

Sie kicherte. „Ich will dir nur ein bisschen Erleichterung verschaffen, Franz, das hat mit Sex nichts zu tun. Ihr Männer müsst regelmäßig abspritzen, dann seid ihr viel entspannter. Ich will dir nur dabei helfen.“

„Ich will aber keine ... keine Hilfe, Karla. Bitte, nimm deine Hand da weg.“

Tatsächlich und zu seiner Überraschung zog sie ihre Hand von seinem Penis. Im Raum war es mittlerweile noch dunkler geworden. Die Dunkelheit passte zu der

nachfolgenden Stille, in der niemand etwas sagte.

Doch Stille währt nicht ewig ...

Mitten hinein fiel ein Schrei. Danach wieder Stille und schließlich wüstes Gezeter: „Verdammte Scheiße, kannst du das nicht gleich sagen? Meinst du etwa, es macht mir Spaß, an deinem blöden Schwanz rumzuzupfen? Ich hätte ihn lieber in meiner Muschi, das kannst du mir glauben, aber das geht nun mal nicht. Das geht nicht! Das geht nicht! Das geht nicht! Warum kannst du das nicht verstehen? Wir müssen warten bis zur Hochzeitsnacht, das habe ich dir doch eben schon mal gesagt. Sag mal, hörst du mir überhaupt zu? Hörst du mir zu? Hörst du mir zu?“ Sie schlug plötzlich

wie eine Irre auf seinen Rücken ein. Ihre kleinen Hände trommelten dagegen, als wäre sie nun völlig verrückt geworden oder noch verrückter als sie ohnehin schon war. Franz musste jeden Moment damit rechnen, dass sich ein Messer in seinen Rücken bohrte, aber das geschah nicht. Vermutlich hatte sie es vorher auf die Matratze fallenlassen. Oder sie hatte gar kein Messer.

Die Schläge taten nicht sonderlich weh. Er wartete, bis sie sich verausgabt hatte, bis sie wie ein Asthmatiker japsend von ihm abließ. Lange dauerte es nicht.

Er überlegte, wie er sie wieder loswerden könnte. Und ob er sie überhaupt je wieder loswerden könnte.

Verrückte wie sie waren schließlich für ihre Beharrlichkeit bekannt.

Irgendwann drückte sich ein schweißnasser, erschöpfter Körper an ihn. Der schweißnasse Körper schließt augenblicklich ein. Ein geöffneter Mund blies warmen Atem in seinen Nacken, eine Stunde lang, dann erst traute er sich aufzustehen.

Im Wohnzimmer lag jetzt eine Tischdecke mit Blümchenmuster auf dem kleinen runden Tisch am Fenster. In seiner Mitte stand eine Vase mit roten Rosen. Auf dem einzigen Sessel hatten drei Teddybären mit übereinandergeschlagenen Beinen Platz genommen. Zum Teil fehlte ihnen etwas, ein Auge oder ein Ohr. Es schienen die

Vorboten von Karlas bevorstehendem Einzug zu sein.

Diese Frau war nicht zu stoppen!

Resigniert ließ er die eingeatmete Luft aus seinem Mund entweichen.

Er ging aufs Klo, um zu pinkeln. Anschließend zog er sich an und verließ die Wohnung. Ganz vorsichtig zog er die Tür hinter sich ins Schloss.

Unten öffnete er den Briefkasten. Ober lag noch ein ganzer Stapel Briefe, den vermutlich seine Mutter hinaufgetragen hatte. Er zog drei Umschläge aus dem Kasten und steckte sie sich in die Innentasche seiner Jacke.

Mehrere Stunden brachte er damit zu, ziellos durch die Stadt zu wandern.

Gegen Mitternacht stand er vor der Schein-Bar. Er sah Licht. Er ging hinein.

War kaum Betrieb in der Bar. Harry saß am Tresen. Jochen wischte mit einem Tuch über die Tropfplatte. Harry machte große Augen, als er Franz sah. Er zischte Jochen etwas zu. Jochen wischte noch ein bisschen, ehe er den Kopf hob.

„Wen haben wir denn da?“, fragte er.

Franz sagte nichts. Er setzte sich einfach an den Tresen.

„Hätten ja nicht gedacht, dich noch mal wieder zu sehen. Dass du noch lebst, wussten wir ja. Bist ja mittlerweile 'ne kleine Berühmtheit geworden. Die ganzen Artikel in der Zeitung ... Franz S.

...“

Franz winkte ab.

„Willst 'n Bier?“

Bejahendes Nicken.

Harry sah ihn an. „Man ist sich ja nicht ganz sicher, ob du nicht was mit den Morden zu tun hast, so als Komplize von dem verrückten Weibsstück. Die Frau wurde ja nie geschnappt. Ist wie vom Erdboden verschluckt. Müssen wir jetzt vorsichtig sein, wenn wir mit dir reden? Bist du gefährlich?“ Er kratzte sich in gespielter Aufregung an der Nase.

Der Barkeeper stellte Franz ein Bier hin.

„Was mich auch noch interessieren würde – was hat die denn mit den Typen gemacht, die sie hier aufgegabelt hat? Ich meine, eh sie sie ...“ Er fuhr sich mit

einer Hand über die Kehle. „Ist ja alles so verworren so ... Und du bist doch der einzige Überlebende, soviel ich aus den Zeitungen weiß. Erzähl doch mal – was hat die mit dir angestellt?“

Franz trank einen Schluck Bier.

„Nicht sehr gesprächig heute, was?“

In der Bar war es unangenehm stickig. Franz zog seine Jacke aus und legte sie auf den Barhocker zwischen sich und Harry. Aus der Jacke fiel etwas heraus und klatschte auf den Boden.

Die Briefe.

Harry war schneller als er. Er schnappte sich die Umschläge und warf auf jeden einzelnen einen kurzen Blick, ehe er ihn weiterreichte. Zu jedem gab er einen Kommentar ab.

„Rechnung von der Telekom.“

„Bankwerbung: Erfüllen Sie sich Ihre Wünsche jetzt!“

Er stutzte. „Handgeschrieben. Ohne Absender. Mal auf den Poststempel schauen.“ Er kniff die Augen zusammen.
„Ist aus RO-MAAAA-NIII-AAA.“

„Romania?“, wiederholte Jochen.

Franz‘ Hand zitterte, als ihm der Brief in die Hand gedrückt wurde.

„Schöne Schnörkelschrift“, meinte Harry anerkennend, „hat bestimmt eine Dame geschrieben. Sieht nach einer Frau mit Charakter aus.“

Franz rutschte von seinem Barhocker und stellte sich auf zwei wacklige Beine.
Blieb ihm denn nichts erspart?

Er tapste vorwärts in Richtung der Toiletten.

„Wenn du zurück bist vom Pissen, erzählst aber 'n bisschen, ja?“, rief Harry ihm nach. „Alter Mordkomplize, alter!“

Gelächter.

Es folgte ihm, bis er die Tür zu den sanitären Anlagen hinter sich zugezogen hatte. Er schloss sich in einer Kabine ein und setzte sich auf den Klodeckel. Er riss den Umschlag auf, zog den Brief heraus und faltete ihn auseinander. Er tat es bedachtsam, strich über das Papier und sog den vagen Duft eines ihm bekannten Parfüms ein. Es war kartoniertes Papier, kartoniertes Papier

mit Wasserzeichen; irgendein Wappen, sah edel aus.

Er begann zu lesen, die ersten drei Wörter laut:

„Mein lieber Franz!“

Den nachfolgenden Text las er nicht laut, den nachfolgenden Text las er still für sich. Denn für niemand anderen war er bestimmt.

Anmerkung des Autors:

Ein zweiter Band um Franz und die Vampirgräfin ist angedacht. Ob er je geschrieben werden wird, bleibt abzuwarten.

BLUTSÄUFER

eBook 09-2013

Version 1

© by author

trash.kult@yahoo.com

Alle Rechte vorbehalten

Coverdesign:

Trash Thompson unter

Verwendung eines Bildes von

© DiMmEr | Fotolia